

Diplomarbeit

Titel der Diplomarbeit

Aspekte des Fremden
in
Ingeborg Bachmanns Prosa

Verfasser

Philip Riedl

angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, im März 2009

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 190 333 299

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Lehramt Deutsch und Philosophie/Psychologie

Betreuer:

Ass.-Prof. Dr. Robert Pichl

Mein Dank geht an

- ...Maja, für ihre unerschütterliche Liebe
- ...meine Mutter, für ihr unerschütterliches Vertrauen
- ...beide, für Hilfe und Unterstützung während meines Studiums
- ...meine Väter und meine Oma für die Lebensprägung
- ...meine Freunde, Freundinnen und die oben Genannten
für alles, das nicht beschrieben werden kann
- ...Prof. Pichl für die hervorragende Betreuung

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	1
2. Hauptteil	4
2.1. Theorien des Fremden.....	4
2.2.1. Probleme einer Begriffsdefinition	4
2.1.2. Das Fremde in der Philosophie.....	9
2.1.3. Das Fremde in der Psychoanalyse	17
2.1.4. Das Fremde in der Kunst.....	25
2.1.5. Das Fremde in der Gender-Forschung	30
2.1.6. Das Fremde in der Soziologie.....	35
2.1.7. Versuch einer Begriffsbeschreibung	40
2.2. Ingeborg Bachmanns Erzählungen	45
2.2.1. Die Heimat in der Fremde.....	45
2.2.2. Der fremde Blick	55
2.2.3. Die fremde Identität	59
2.2.4. Die Liebe des Fremden	65
2.3. Ingeborg Bachmanns Das Buch Franza.....	71
2.3.1. Das Fremde zwischen den Menschen.....	71
2.3.2. Das Fremde und das Eigene	80
2.3.3. Fremde Länder und ländliche Fremde.....	85
2.3.4. Das Verschwinden des Fremden.....	90
2.4. Ingeborg Bachmanns Malina.....	94
2.4.1. Das Fremde im Text	94
2.4.2. Fremde Orte	98
2.4.3. Die fremde Frau.....	102
2.4.4. Das Ich und das Fremde.....	108

3. Resümee.....	113
4. Bibliographie.....	119
4.1. Literatur zu Fremde.....	119
4.2. Literatur zu Ingeborg Bachmann	125
4.2.1. Primärliteratur	125
4.2.2. Sekundärliteratur	125
5. Anhang	129
5.1. Abstract	129
5.2. Lebenslauf	130

1. Einleitung

Solange sich ein Kind im Mutterleib befindet, lebt es in einem Zustand der völligen Objektlosigkeit. Es ist verschmolzen mit der Welt, die es umgibt und somit nicht gezwungen, sich mit etwas anderem als sich selbst auseinanderzusetzen. Sobald das Kind jedoch das Licht der Welt erblickt, sieht es sich mit dem Fremden konfrontiert, dem es schutzlos ausgeliefert ist und das zuallererst allumfassend ist. Das Kind muss beginnen, sich mit dem Fremden auseinanderzusetzen, um überleben zu können. Es beginnt seine Umwelt langsam zu erforschen und kennenzulernen. Mit jedem Brocken Information wird das Fremde ein wenig zurückgedrängt bzw. in den Erfahrungshorizont des Kindes überführt. Damit dies möglich ist, muss das Fremde immer auch Neugier wecken, die vor allem als Gegenkraft zur Angst vor dem Fremden dient. Das Fremde bleibt somit für den Menschen sehr zwiespältig besetzt. Einerseits will er sich mit dem Fremden konfrontiert sehen, andererseits ängstigt er sich vor dieser Konfrontation, die jedoch unausweichlich ist, denn das Fremde bleibt ab dem Moment der Geburt ein ständiger Wegbegleiter des Menschen, sei es durch die ihn umgebende Welt, durch die er sich bewegt, oder durch sein Innenleben, das den Menschen nur allzu oft sich selbst fremd erscheinen lässt. Das Fremde kann niemals völlig verschwinden, da es überall zu finden ist und eine der Grundlage zur Weiterentwicklung des Menschen darstellt. Dieses universelle Vorfinden des Fremden zeigt sich sicherlich auch in dessen Kombination mit den bestimmten Artikeln. Es finden sich im Deutschen *der*, *die* und *das Fremde*, eine Anomalie, da sowohl *die* als auch *das Fremde* einen abstrakten Begriff bezeichnen. Ich sah mich daher mit dem Problem konfrontiert, mich für einen Artikel entscheiden zu müssen oder darauf zu verzichten und den artikellosen Begriff *Fremdes* zu benutzen. Da Letzteres durch die Struktur der deutschen Sprache und ihre zahlreichen Relativsätze nicht möglich war, fiel meine Wahl auf *das Fremde*, da mir die neutrale Version am unverfänglichsten erschien.

Es muss jedoch an dieser Stelle gesagt werden, dass durch die Wahl des neutralen Artikels das Fremde selbst keineswegs als neutral dargestellt werden soll. Wie schon gezeigt wurde, ist es dem Menschen unmöglich, dem Fremden neutral gegenüberzustehen, da dieses durch seine emotionale Besetzung erst konstruiert und aus dem Status des Anderen ein naturgemäß neutraler Begriff herausgelöst wird. Während der Mensch dem Anderen durchaus emotionslos gegenübersteht, betrifft ihn das Fremde immer auch persönlich. Die

Konfrontation mit dem Fremden ist für den Menschen immer mit Angst verbunden, und trotzdem sucht er diese Konfrontation.

Eine „gefährlose“ Variante des Fremden ist sicherlich die Literatur. Borges meinte dazu in Anlehnung an Schopenhauer, dass Lesen Denken mit einem fremden Gehirn sei.¹ Der Gedanke liegt also nahe, das Fremde als Motiv in der Literatur zu untersuchen und dessen verschiedene Aspekte anhand der Literatur aufzuzeigen. Ich werde deshalb in dieser Arbeit versuchen, mich dem Fremden über dessen Definition in den verschiedensten geisteswissenschaftlichen Disziplinen anzunähern und die dabei entwickelten Kategorien auf die Literatur anzuwenden.

Zu Beginn dieser Arbeit muss ein Kapitel stehen, das die Problematik in der exakten Definition bzw. Abgrenzung des Begriffs *Fremde* aufzeigt. Das zweite Kapitel wird sich einigen philosophischen Aspekten des Fremden widmen, während ich im dritten Kapitel näher auf das Fremde in der Psychoanalyse eingehen werde. Die weiteren Kapitel beschäftigen sich mit dem Fremden in der Kunst, insbesondere in der Literatur, weiters mit der Beschreibung des Fremden aus Sicht der Gender-Studies, sowie der Darstellung des Fremden in der Soziologie.

Im zweiten Teil dieser Arbeit werde ich mich mit einer Autorin beschäftigen, die sich im Rahmen der Auseinandersetzung mit dem Fremden förmlich aufdrängt. Das Werk Bachmanns übt eine große Anziehungskraft aus, zugleich wird die Lektüre aber auch als ängstigend erlebt. Man könnte sagen, Bachmanns Prosa befremdet. Hier ist auch der Grund zu suchen, warum ich begann, mich mit ihrem Werk näher zu beschäftigen und in ihm Motive des Fremden zu suchen. Zu meiner Verwunderung musste ich feststellen, dass gerade Bachmanns Werke noch nie systematisch mit dem Fremden in Beziehung gesetzt worden waren, obwohl das Fremde gerade in ihren Werken in seinen verschiedensten Facetten dargestellt wird.

Ich beschränke mich daher aufgrund der Fülle an entsprechenden Motiven in meiner Analyse auf Bachmanns Prosa, da eine zusätzliche Beschäftigung mit ihrer Lyrik den Rahmen dieser Arbeit bei weitem sprengen würde. Weitere Leerstellen, die ich bewusst nicht gefüllt habe, werden durch die Fragmente *Requiem für Fanny Goldmann* und des *Goldmann/Rottwitz-Romans* eröffnet. Diese beiden Fragmente müssen in dieser Arbeit unerwähnt bleiben, da sie es durch ihren unvollendeten Status schwierig machen, die verschiedensten Darstellungen des Fremden konsequent verfolgen und systematisch aufzeigen zu können. Die Argumentationsgrundlage erschien mir bei beiden Texten als zu

¹ Borges, Jorge Luis und Osvaldo Ferrari: Lesen ist Denken mit fremdem Gehirn. Gespräche über Bücher und Borges. Zürich: Arche 1990. S. 84.

dünn, um auf wissenschaftlicher Basis daraus das Fremde in seinen Facetten darstellen zu können.

Ich werde mich im zweiten Teil dieser Arbeit sämtlichen Erzählungen Bachmanns widmen. Aus Gründen der Übersichtlichkeit und der Lesbarkeit dieser Arbeit werde ich jedoch nicht jede Erzählung einzeln behandeln, sondern vielmehr verschiedene Aspekte des Fremden anhand einiger Erzählungen analysieren. Ich stelle also gewisse Motive und Figurenkonstellationen in den Erzählungen in einen größeren Kontext, um dadurch die unterschiedlichen Perspektiven auf das Fremde bei Bachmann verdeutlichen zu können. Weiters werde ich *Das Buch Franza* untersuchen, wobei ich dieses Werk nicht in Kontext zu Bachmanns Erzählungen oder *Malina* stellen, sondern die Facetten des Fremden als Einzelphänomene betrachten werde. Dasselbe Vorgehen, nur in Bezug auf *Malina*, wird den Abschluss dieser Arbeit bilden.

2. Hauptteil

2.1. Theorien des Fremden

*Woher du bloß alles weißt? Daher, wo alle es herhaben, von den anderen.*²

2.2.1. Probleme einer Begriffsdefinition

Beginnt man sich mit dem Begriff *Fremde* zu beschäftigen, so stellt man rasch fest, wie sehr das Fremde sich einer genauen Definition entzieht. Vielleicht ist gerade hierin der Grund zu sehen, warum die Kunst, insbesondere die Literatur, das Fremde sehr früh als Motiv für sich entdeckte, denkt man an das Gilgamesch Epos aus dem 8. Jh. v. Chr., in dem sich Gilgamesch in die Fremde aufmacht, um dort das Geheimnis des Lebens zu suchen.³

Es zeigt sich aber auch, dass die Wissenschaft, im Gegensatz zur Kunst, zu großen Teilen das Thema *Fremde* vernachlässigt, „obwohl die Erfahrung des Fremden konstantes Motiv der europäischen Literatur und die Unterscheidung des Eigenen und des Fremden eine anthropologische Konstante ist.“⁴

Es finden sich weder bei Frenzels „Motive der Weltliteratur“⁵ noch bei Schmitts „Stoff- und Motivgeschichte der deutschen Literatur“⁶ Einträge zum Motiv *Fremde*. Nicht nur in der Literaturwissenschaft, sondern auch in anderen geistes- und kulturwissenschaftlichen Fächern wie der Philosophie oder der Psychologie lässt sich feststellen, dass das Fremde, wenn nicht völlig ignoriert, nur stiefmütterlich behandelt wird, wie in Ritters „Historisches Wörterbuch der Philosophie“, in dem unter dem Eintrag *Fremd, Fremdheit* nur zu finden ist: „«Fremd» heißen in der modernen Logik zwei Klassen bzw. Mengen, deren Durchschnitt leer ist. Fremdheit besteht z.B. zwischen den Klassen der Insekten und der

² Ingeborg Bachmanns *Das Buch Franza* wird im laufenden Text mit Titel und Seitenanzahl nach folgender Ausgabe zitiert: Bachmann, Ingeborg: *Das Buch Franza / Requiem für Fanny Goldmann. Texte des »Todesarten«-Projekts.* Hrsg. v. Monika Albrecht und Dirk Göttsche. München: Piper 2004. S. 203.

³ Vgl.: *Das Gilgamesch Epos.* Stuttgart: Philipp Reclam 1988. S. 16.

⁴ Wierlacher, Alois: *Mit fremden Augen oder: Fremdheit als Ferment. Überlegungen zur Begründung einer interkulturellen Hermeneutik deutscher Literatur.* In: *Hermeneutik der Fremde.* Hrsg. v. Dietrich Krusche u. Alois Wierlacher. München: Iudicium 1990. S. 51.

⁵ Vgl.: Frenzel, Elisabeth: *Motive der Weltliteratur.* 5. überarb. und erg. Auflage. Stuttgart: Kröner 1999.

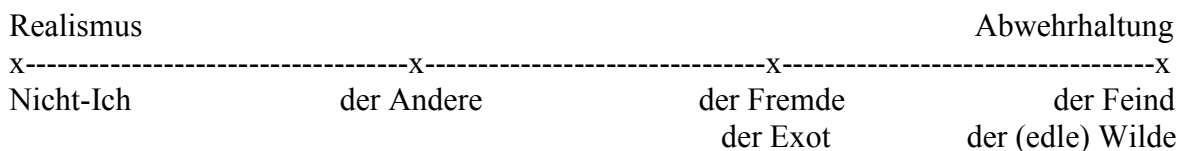
⁶ Vgl.: Schmitt, Franz Anselm: *Stoff- und Motivgeschichte der deutschen Literatur.* 3. völlig neu bearb. u. erweit. Auflage. Berlin: de Gruyter 1976.

Wirbeltiere.“⁷ Es zeigt sich, dass man sich eine Definition oder zumindest eine Eingrenzung des Begriffs *Fremde* über Umwege erarbeiten muss. Diese Umwege bestehen vor allem aus der Suche nach Antonymen zum Fremden.

Es liegt nahe, sich einem Wort über dessen Ursprung in der Sprache zu nähern; hier ist dies das ahd. *fram* in den Bedeutungen *vorwärts* oder *fort*⁸, wodurch aber nur eine räumliche Komponente beschrieben wird, die hier nicht weiter zielführend ist, da sich das Fremde im Laufe der Zeit fast völlig vom Raum als Definitionsmaßstab loslöste und in der gegenwärtigen Verwendung nur mehr als abstrakter Begriff zu verstehen ist, bei dem es nicht mehr auf die Entfernung vom Eigenen ankommt, sondern nur mehr auf die Gegensätzlichkeit zu eben diesem.

Nimmt man das Eigene als Gegensatz zum Fremden an, so definiert man dieses als ein beinahe unbegrenztes Feld, dessen einziger Ausschluss in den einzelnen Komponenten eines Seins besteht, das sich selbst auch als solches erkennen muss. Alles, das zu diesem Objekt gehört, ihm also zu Eigen ist, wird aus dem Fremden ausgenommen. „Das Eigene ist das zum Ich Gehörige. [...] Das Eigene ist in dieser Sicht das Egoifizierte.“⁹

Als Gegensatz zum Eigenen (Ich) ist sicher auch der Begriff *das Andere* (Nicht-Ich) zu berücksichtigen, da er im Gegensatz zum Fremden nicht etwas Unbekanntes bezeichnet, sondern etwas, das als nicht zum Ich gehörend erkannt wird, diesem aber sehr wohl bekannt und auch sehr nahe sein kann. Das Fremde muss vom Ich, dem Eigenen, erst in den Bereich des Anderen überführt werden, um schließlich in das Ich inkludiert werden zu können. Das Andere ist im Gegensatz zum Fremden auch nicht emotional aufgeladen, sondern als abstrakter Gegenbegriff zum Eigenen zu verstehen. Dietmar Larcher stellt diese Unterscheidung anhand einer Grafik dar, bei der die Gegensätze zum Eigenen (Ich) auf einer emotionalen Basis aufgezeigt werden sollen¹⁰.



Hier zeigt sich das mit dem Fremden konnotierte Gefühl, denn während dem Nicht-Ich noch realistisch gegenübergestellt wird, kommt es über das Andere zum Fremden, das

⁷ Vgl.: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Hrsg. v. Joachim Ritter. Band 2. Basel: Schwabe 2007. S. 1102.

⁸ Vgl.: Kluge: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Bearb. v. Elmar Seebald. 24. durchgesehen und erweiterte Ausgabe. Berlin, New York: de Gruyter 2002. S. 315.

⁹ Scharfetter, Christian: Im Fremden das Eigene erkennen – Erfahrungen aus der Psychiatrie. In: Das Eigene und das Fremde. Angst und Faszination. Hrsg. v. Helga Egner. Düsseldorf: Walter 1994. S. 16.

¹⁰ Larcher, Dietmar: Liebe in den Zeiten der Globalisierung. Konstruktion und Dekonstruktion von Fremdheit in interkulturellen Paarbeziehungen. Klagenfurt: Drava 2000. S. 141.

der Abwehrhaltung dem Feind gegenüber am nächsten steht. Auch Wolfgang Müller-Funk weist darauf hin, dass man „zwischen dem Fremden und dem Anderen unterscheiden [muss], weil das Fremde immer eine symbolisch markierte kulturelle Größe ist.“¹¹ Er geht weiters davon aus, dass das Andere und nicht das Fremde jenen Faktor darstellt, der das Eigene konstituiert, indem es sich als etwas Abgegrenztes erlebt. Diese klare Abgrenzung ist bei dem Fremden nicht gegeben, da eine Abgrenzung asymmetrisch wäre, wodurch es nicht möglich ist, sich selbst als das Gegenteil des Anderen, als das Eigene, das alter Ego wahrzunehmen.¹² Diese Asymmetrie kommt durch die emotionale Aufladung des Fremden zustande, die bedingt, dass das Ich als das Eigene das Andere zwar als fremd empfinden kann, das Ich diesem Anderen umgekehrt aber nicht fremd sein muss, während sich beide Parteien aber im gleichen Maß ihrer Andersartigkeit bewusst sind. „Das Andere verhält sich zum Fremden so wie der Universalismus zum Partikularismus der Kulturen.“¹³

Demgegenüber steht die Meinung Karl S. Guthkes, der das Fremde als Gegenbild zum Eigenen konstruiert sehen will und weiters davon ausgeht, dass das Fremde zwar verstanden werden kann, dadurch aber immer noch fremd bleibt, dem Eigenen jedoch als verwandt erscheint.¹⁴ Gerade dieses „Verwandtschaftsverhältnis“ ist es aber, das den Status des Fremden in einen Status des Anderen überführt. Beide, das Fremde und das Andere, stehen dem Eigenen gegenüber, beide stecken auch zu gewissen Teilen schon im Eigenen, das Fremde kann jedoch niemals objektiv und losgelöst von emotionalen Komponenten betrachtet werden. Das Fremde ist nicht einfach nur das Nicht-Ich, das dem Ich gegenübersteht, es ist vielmehr immer erst vom Ich aus zu denken, da es von diesem konstruiert ist.

Ein weiterer Gegenbegriff zum Fremden ist sicherlich im Begriff *Heimat* zu finden. Hier stößt man allerdings schnell auf das Problem, dass dieser Begriff im gleichen Maß undefinierbar ist wie das Fremde selbst, da auch Heimat sich von einer rein räumlichen Komponente, die den Besitz eines Hauses oder eines Hofes anzeigte, durch ihre Emotionalisierung in der Romantik, die immer größer werdende Mobilität des Menschen und die „Blut und Boden-Ideologie“ des Nationalsozialismus zu einem Begriff

¹¹ Müller-Funk, Wolfgang: Kakanien revisited. Über das Verhältnis von Herrschaft und Kultur. In: Kakanien revisited. Das Eigene und das Fremde (in) der österr.-ungarischen Literatur. Hrsg. v. Wolfgang Müller-Funk. Tübingen: Francke 2002. S. 15.

¹² Vgl.: Ebd.

¹³ Ebd.

¹⁴ Vgl.: Guthke, Karl S.: Der Blick in die Fremde. Das Ich und das andere in der Literatur. Tübingen: Francke 2000. S. 2ff.

entwickelte, der nur auf emotionaler Ebene greifbar und über Assoziationen beschreibbar ist.¹⁵

Günter Eifler weist darauf hin, dass das Fremde in den verschiedensten Konstellationen die jeweils negative Stelle besetzt. Gemeinsam ist diesen Konstellationen, dass das Fremde nicht zwingend negativ besetzt sein müsste, sondern nur eine emotionale und intellektuelle Auseinandersetzung mit sich fordert. Man könnte die verschiedenen Bereiche auch als nicht gegeneinander gerichtet, sondern vielmehr als Stufen zur Menschwerdung betrachten. Der Mensch muss sich von Geburt an vom Unbekannten zum Bekannten, vom Unvertrauten zum Vertrauten, vom Heteronomen zum Autonomen, vom Andersartigen zum Zugehörigen, vom Zugewanderten zum Ansässigen hocharbeiten.¹⁶ Dieser Arbeitsprozess ist immer mit Angst verbunden, die auf die primitivste Form des Gefühls der Fremdheit zurückzuführen ist, den Moment des ersten Zusammentreffens mit der Nicht-Mutter. Daraus entwickelt sich ein Gefühl der Angst, das sehr leicht in Gewalttätigkeit umschlagen kann, denn ein angsteinflößendes Objekt wird leicht zum Bösen gemacht. Diesem Bösen begegnet man, solange man sich schwach fühlt, mit Angst bzw. Flucht, fühlt man sich allerdings stark, kann man dieses Böse mit Aggression bekämpfen.¹⁷

Wolfgang Högbe beschreibt die drei Grundfaktoren, mit denen ein Objekt als fremd bezeichnet wird, als drei Verneinungen.

1. Die Verneinung der Zugehörigkeit
2. Die Verneinung des Wissens
3. Die Verneinung der Vertrautheit¹⁸

Hier stellt sich nun die Frage, ob man die Negation als Definition eines Begriffs verwenden soll und kann. Es erscheint plausibel, dass die oben genannten Eigenschaften das Fremde eines Objekts bedingen. Man müsste also davon ausgehen, dass das Fremde

¹⁵ Detailliertere Darstellungen finden sich hierzu bei: Steiner, Gertraud: Der Sieg der Natürlichkeit. Diss. Wien 1984., Schweinberger, Susanna: Die Repräsentation von Weiblichkeit im Heimatfilm der fünfziger Jahre. Dipl. Wien 2001 und Bredow, Wilfried von und Hans-Friedrich Foltin: Zwiespältige Zufluchten. Zur Renaissance des Heimatgefühls. Berlin, Bonn: Dietz 1981.

¹⁶ Vgl.: Das Fremde. Aneignung und Ausgrenzung. Eine interdisziplinäre Erörterung. Hrsg. v. Günter Eifler u. Otto Saame. Wien: Passagen 1991. S. 12.

¹⁷ Vgl.: Erdheim, Mario: Heimat, Geborgenheit und Unbewusstheit. In: Neue Heimaten, neue Fremden. Beiträge zur kontinentalen Spannungslage. Hrsg. v. Wolfgang Müller-Funk. Wien: Picus 1992. S. 43.

¹⁸ Högbe, Wolfgang: Die epistemische Bedeutung des Fremden. In: Wierlacher, Alois: Kulturthema Fremdheit. Leitbegriffe und Problemfelder kulturwissenschaftlicher Fremdenforschung. Hrsg. v. Alois Wierlacher. München: Iudicium 1993. S. 358.

von Natur aus als Negation betrachtet werden muss.¹⁹ „Dass dies nicht der Fall sein kann, ist ein Axiom, wonach jedes Bewusstsein die Funktion eines bestimmenden Subjekts ausübt und deshalb nicht gleichzeitig wie ein Objekt als fremd bezeichnet werden kann.“²⁰ Mit diesem letzten Punkt ist das Feld des Definitionsproblems des Fremden knapp umrissen. Diese beschreibt die Beziehung zwischen mindestens zwei Objekten, wobei diese Beziehung auch nur in einer Richtung existieren kann. Das Objekt A kann das Objekt B als fremd empfinden, wobei das Objekt B dem Objekt A völlig neutral gegenüberstehen kann, wodurch eine asymmetrische Beziehung zwischen den Objekten hergestellt wird, die eine Unterscheidung des Begriffs *Fremde* vom Begriff des *Anderen* ergibt. Das Fremde kann als Gegenteil mehrerer Begriffe gesehen werden; die umfassendsten sind das *Eigene* und die *Heimat*, wobei *Heimat* als Gegenbegriff unbrauchbar erscheint, da sie ebenso wenig definierbar ist. Alle weiteren Begriffe beschreiben nur Teilaspekte des Fremden und sind gleichzeitig auch Voraussetzungen auf dem Weg zur Erkenntnis als Subjekt, das sich von seiner Umwelt abgrenzt. Weiters ist beim Fremden zu beachten, dass dieses nicht als bloße Negation zu denken ist, sondern als Ausdruck von denkenden Subjekten über Objekte gemacht wird. Das Fremde ist niemals eine Aussage über das Andere, sondern immer über das Eigene, denn das Andere wird erst durch seine Unbekanntheit und seine Unerkanntheit zum Fremden. Das Fremde ist somit immer in uns selbst zu suchen und entzieht sich gerade dadurch einer exakten wissenschaftlichen Definition. Gleichzeitig ist darin aber auch der Grund zu sehen, warum das Fremde als Motiv in der Kunst häufig Verwendung findet.

Im «Wissen um das Nicht-Wissen» des Philosophen oder des Menschen, um den es sich in diesem Fall handelt, kommt das Drama der Existenz zum Ausdruck, dessen herausragendstes Symbol der Fremde ist. Das Fremde sperrt sich gegen die Gnosis und gibt Anlaß zur Bescheidenheit.²¹

¹⁹ Vgl.: Bonny Duala-M'bedy, Leopold-Joseph: Xenologie. Sinn und Zweck einer Lehre vom Fremden. In: Das Eigene und das Fremde. Angst und Faszination. Hrsg. v. Helga Egner. Solothurn: Walter 1994. S. 31f.

²⁰ Ebd. S. 32.

²¹ Ebd. S. 34.

2.1.2. Das Fremde in der Philosophie

Sokrates' Wissen um seine Unwissenheit beschreibt sehr treffend die Grundthese des Fremden in der Philosophie. Steht etwas Unbekanntes in keinerlei Beziehung zu uns, so kann es niemals als fremd wahrgenommen werden. Das neutrale Andere hat keinerlei Einfluss auf uns, es existiert außerhalb des Eigenen und steht in keinem Kontakt zu diesem. Das Fremde hingegen schwebt zwischen dem gewussten Anderen und dem bekannten Eigenen. So „verortet Husserl das Wesen des Fremden in der ‚bewährbaren Zugänglichkeit des original Unzugänglichen‘“²²

Hier eröffnet sich eines der Grundprobleme der Philosophie in ihrer Trennung zwischen Ich und Nicht-Ich, wenn es darum geht, ob das Ich etwas außerhalb seiner selbst erfahren bzw. erkennen kann. Sokrates löste sich von dieser Problematik, indem er seine Unwissenheit zur Kenntnis nahm und somit eine Brücke zum Fremden schlug, wodurch er einen Teil des Fremden, dessen Ungewusstheit, ins Eigene verlegen konnte.²³ „Im «Wissen um das Nicht-Wissen» des Philosophen oder des Menschen, um den es sich in diesem Fall handelt, kommt das Drama der Existenz zum Ausdruck, dessen herausragendstes Symbol der Fremde ist.“²⁴

Dieses Symbol versucht die Philosophie zu überwinden bzw. auszulöschen. Kant gesteht dem Ding-an-sich noch einen Platz neben dem subjektiven Bewusstsein zu, bei Fichte hingegen produziert schon das Ich sämtliches Nicht-Ich²⁵ und auch Schellings Begriff des Weltgeistes beinhaltet einen Einheitsbegriff. Dieses Streben nach dem Einen, das die ganze Welt beschreibt, ist allerdings nicht ein spezifisch deutsches Problem, wie die hier angeführten Philosophen vermuten lassen könnten, sondern es findet sich in zahlreichen philosophischen Denkrichtungen sowie auch in sämtlichen Weltreligionen, in dem alles erkennenden und alles hervorbringenden Gott. Eine Ausnahme bildet hier der Buddhismus; allerdings kann der Mensch es auch hier durch intensive Meditation schaffen, aus dem Wiedergeburtkreislauf aus- und ins Nirwana aufzusteigen, in dem er, soweit das Nirwana

²² Waldenfels, Bernhard: Topographie des Fremden. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1997 (=Studien zur Phänomenologie des Fremden 1). S. 25.

²³ Vgl.: Landmann, Michael: Das Fremde und die Entfremdung. In: Entfremdung. H. v. Heinz-Horst Schrey. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1975. S. 182.

²⁴ Bonny Duala-Medy, Leopold-Joseph: Xenologie. Sinn und Zweck einer Lehre vom Fremden. In: Das Eigene und das Fremde. Angst und Faszination. Hrsg. v. Helga Egner. Solothurn: Walter 1994. S. 34.

²⁵ Vgl.: Obendiek, Edzard: Der lange Schatten des babylonischen Turmes. Das Fremde und der Fremde in der Literatur. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 2000. S.225.

definierbar ist, in seinem Subjektsein aufgelöst ist, wodurch er mit dem Anderen verschmelzen kann.²⁶

In der europäischen Kultur geht und ging es dem erkennenden Subjekt nicht darum ein Objekt anzuerkennen, sondern sich dieses anzueignen und in sich aufzulösen.²⁷ Dieses Vorgehen zeigte sich in seiner ganzen Gefährlichkeit im Kolonisierungs- und Christianisierungsgedanken bei der Eroberung Amerikas. Es ging nicht darum, in den Fremden das gemeinsame Eigene, das Menschsein zu erkennen, sondern darum, das Eigene in die Fremden hineinzutragen, um sie dadurch erst zu Menschen zu machen. „Eine Hermeneutik der Fremden [...] müsste also [...] eine Hermeneutik sein, die sich von kolonialen Denkgewohnheiten befreit und Fremde auf sie wirken lässt, und zwar [...] als die Exteriorität, die ihren Verstehenshorizont entgrenzt.“²⁸

Gerade die Erfahrung des Fremden muss als *conditio humana* begriffen werden, da das Bewusstsein des Menschen an die Auseinandersetzung mit der „bewährbaren Zugänglichkeit des original Unzugänglichen“²⁹ gebunden ist, denn

das Ich findet seine Grenzen am Nicht-Ich, das vom Ich wiederum in der Regel als das Fremde wahrgenommen wird. Insofern erweist sich das Fremde für das Ich geradezu als eine konstitutive Einflussgröße. Es ist gewissermaßen Prüfstein – für die Selbstfindung und Sozialisation sowohl des Individuums als auch ganzer gesellschaftlicher Gruppen.³⁰

Es zeigt sich deutlich, dass ein Verschwinden des Fremden für den Menschen nicht möglich sein kann, wenn er sein Menschsein bewahren will. Er ist gezwungen, seine Grenzen des Eigenen ständig zu erweitern, auch um seine Angst vor dem Fremden zu bekämpfen, wodurch es erst zu einer Auseinandersetzung und Interaktion mit der den Menschen umgebenden Umwelt kommt. Aus dieser Interaktion entsteht erst das Menschsein, das durchaus als das Denken des Fremden zu bestimmen ist. „Eine hervorragende, biologisch bestimmte Eigenschaft des Menschen ist, dass er sich an die Stelle des anderen versetzen kann. Nahes und Fernes, Eigenes und Fremdes sind daher

²⁶ Vgl.:Ebd. S. 38f.

²⁷ Vgl.: Fornet-Betancourt, Raul: Hermeneutik und Politik des Fremden. Ein philosophischer Beitrag zur Herausforderung des Zusammenlebens in multikulturellen Gesellschaften. In: Verstehen und Verständigung. Ethnologie-Xenologie-Interkulturelle Philosophie. Hrsg. v. Wolfgang Schmied-Kowarzik. Würzburg: Königshausen & Neumann 2002. S. 54.

²⁸ Ebd. S. 55.

²⁹ Husserl, Edmund: Gesammelte Werke. Band 1. Cartesianische Meditationen und Pariser Vorträge. 2. Auflage. Haag: Martinus Nijhoff 1973. S. 144.

³⁰ Furtwängler, Jürgen-Phillip: Das Fremde. In: Den Fremden gibt es nicht. Xenologie und Erkenntnis. Münster: LIT-Verlag 2004. S. 187.

nach menschlichem Vermögen austauschbar: Fremdes und Fernes können jeweils ein Stück vom Selbstbild werden.“³¹

Die Angst des Menschen vor dem Fremden ist seine Angst, dass eben dieses Fremde verschwinden könnte, denn das Fremde konstituiert das Ich im selben Maße wie das sich davon abgrenzende Eigene. Ein Verlust des Fremden würde unweigerlich zum Verlust des Eigenen führen, das zur ständigen Selbstbegegnung mit einem unbegrenzten Eigenen verdammt wäre.³²

Das Fremde stellt sich in der europäischen Geistesgeschichte als scheinbar unüberwindbare Schwelle zwischen das erkennende Subjekt und das zu erkennende Objekt. In Platons Höhlengleichnis sind es die an die Wand geworfenen Schatten, die zwischen den HöhlenbewohnerInnen und der wahren Welt stehen. Wird die wahre Welt erst erkannt, ist es im Anschluss nicht mehr möglich deren Schatten wahrzunehmen. Das Fremde konnte überwunden werden und ist verschwunden, allerdings ist die neue Erkenntnis den anderen HöhlenbewohnerInnen nicht mitteilbar, da fremde Objekte fremde Ausdrücke fordern, die wiederum unverständlich bleiben müssen. „Betrachten wir das Fremde als ein Anderswo, das Eigenes markiert, indem es sich diesem entzieht, so erscheint die Schwelle als ein Ort des Fremden par excellence.“³³ Wie muss diese Schwelle, die zwischen dem Denkenden und dem Gedachten beim ersten Gedanken aufreißt, nun aber definiert werden und wie kann sie überwunden werden, ohne dadurch zu verschwinden?

Hegel ging davon aus, dass die Entfremdung der entscheidende Grundvorgang der Unterscheidung im Bewusstsein sei. Jedes Subjekt muss sich selbst fremd werden, um zum vollen Selbstbewusstsein zu kommen, denn nur so kann es erkennen, was sein eigenes Wesen enthält und nur so ist es möglich das rein Sinnliche der Erfahrung auszuschalten.³⁴ Der Gedanke über das Fremde verwandelt dieses in etwas Eigenes, wenn es begriffen wird, während die rein sinnliche Erfahrung des Körpers den Charakter des Fremden eher unterstreicht als aufhebt.

Indem ich einen Gegenstand denke, mache ich ihn zum Gedanken und nehme ihm das Sinnliche: ich mache ihn zu etwas, das wesentlich und unmittelbar das Meinige ist: denn erst im Denken bin ich bei mir, erst das Begreifen ist das

³¹ Kattmann, Ulrich: Die Ideologisierung des Fremden. In: Was ist der Mensch? Menschenbilder im Wandel. Europäisches Forum Alpbach 1993. Hrsg. v. Heinrich Pfusterschmid-Hardenstein. Wien: Ibero 1994. S. 377.

³² Vgl.: Schütze, Jochen K.: Vom Fremden. Wien: Passagen-Verlag 2000. S. 17f.

³³ Waldenfels, Bernhard: Sinnesschwellen. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1999 (=Studien zur Phänomenologie des Fremden 3). S. 9.

³⁴ Vgl.: Wisser, Richard: Von der Unumgänglichkeit des Nicht-Anderen für alle Arten des Anderen. In: Das Fremde - Aneignung und Ausgrenzung. Eine interdisziplinäre Erörterung. Hrsg. v. Günter Eifler u. Otto Saame. Wien: Passagen-Verlag 1991. S. 163f. und Cornu, Auguste: Idee der Entfremdung bei Hegel, Feuerbach und Marx. In: Entfremdung. H. v. Heinz-Horst Schrey. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1975. S. 46f.

Durchbohren des Gegenstandes, der nicht mehr mit gegenübersteht, und dem ich das Eigene genommen habe, das er für sich gegen mich hatte. [...] Etwas allgemein machen heißt, es denken. Ich ist das Denken und ebenso das Allgemeine. [...] Das bunte Gemälde der Welt ist vor mir: ich stehe ihm gegenüber und hebe bei diesem Verhalten den Gegensatz auf, mache diesen Inhalt zu dem meinigen. Ich ist in der Welt zuhause, wenn es sie kennt, noch mehr, wenn es sie begriffen hat.³⁵

Diese Unterscheidung im Bewusstsein wird in der Liebe bzw. in der Dialektik aufgehoben. In der Liebe kommt es zu einer Verdoppelung des Selbst über ein fremdes Selbst, um anschließend wieder mit ebendiesem vereinigt zu werden, wodurch es zu einem Zustand völliger Objektlosigkeit kommt, der „dem Entgegengesetzten allen Charakter eines Fremden raubt und [in dem] das Leben selbst sich ohne Mängel findet“³⁶. Die Verdoppelung des Seins darf allerdings nicht in dem Sinne gedacht werden, dass ein Subjekt sich dazu entschließt, sich über eine zweites Subjekt zu verdoppeln, sondern dass es zur Aufhebung des Fremden zwischen beiden kommt, die ihr jeweils Eigenes ineinander wiederfinden, wie dies auch bei Hegels dialektischem Denken passiert, wenn These und Antithese sich in der Synthese vereinigen. Wenn etwas Neues entsteht, dann entsteht es immer zwischen dem Eigenen und dem Anderen. Dieses Neue gehört weder dem Eigenen noch dem Anderen, es gehört zum Dazwischen, dem Nicht-Ort, in dem sich das Fremde findet.³⁷ Auf die Bedeutung dieser Nicht-Orte für die Kunst, insbesondere für die Literatur, muss später noch gesondert eingegangen werden.

Husserl beschreibt das Fremde als „bewährbare Zugänglichkeit des original Unzugänglichen“³⁸. Das Fremde ist bei Husserl ein Nicht-Ort, wodurch er die großteils negative, weil defizitäre Definition des Fremden umgeht, bei der davon ausgegangen wird, dass wir das Fremde zwar noch nicht kennen, es aber nur darauf wartet, von uns erkannt zu werden. Er vergleicht das Fremde mit dem Vergangenen, das sich nur in seinen Nachwirkungen bzw. in der Erinnerung an das Vergangene manifestieren kann. Der Bezug des Fremden wird durch seinen Entzug definiert, es bildet eine spezielle Form des Anderswo, einen Nicht-Ort der der europäische Philosophie mit ihrer Ausrichtung auf das

³⁵ Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Sämtliche Werke. Jubiläumsausgabe in zwanzig Bänden. Bd. 7. Grundlinien der Philosophie des Rechts oder Naturrecht und Staatswissenschaft im Grundrisse. 3. Auflage. Stuttgart: Fr. Frommanns 1952. S. 51.

³⁶ Waldenfels, Bernhard: Grenzen der Normalisierung. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1998 (=Studien zur Phänomenologie des Fremden 2) S. 162f.

³⁷ Waldenfels, Bernhard: Topographie des Fremden. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1997 (=Studien zur Phänomenologie des Fremden 1). S. 53.

³⁸ Husserl, Edmund: Gesammelte Werke. Band 1. Cartesianische Meditationen und Pariser Vorträge. 2. Auflage. Haag: Martinus Nijhoff 1973. S. 144.

Subjekt, das sagt: „Ich kann“, ein „Ich kann nicht“ entgeggestellt.³⁹ Würde es nicht zu diesem „Ich kann nicht“ kommen, würde sich das Ich immer bloß erweitern bzw. sich vervielfältigen. Man fühlt sich an Descartes' Formel erinnert, dass man sich nur auf etwas stützen kann, das Widerstand leistet⁴⁰, denn nicht nur die Brücke, auch die Unüberbrückbarkeit ermöglicht es, eine Verbindung zwischen Subjekt und Objekt herzustellen. Eine Definition des Ichs beinhaltet immer auch etwas, das sich von diesem Ich unterscheiden muss.

Spencer-Brown schreibt:

Wir bemerken eine Seite einer Ding-Grenze um den Preis, der anderen Seite weniger Aufmerksamkeit zu widmen. Wir bemerken, dass ein Geschirr in der Spüle abgewaschen ist, indem wir dem Nicht-Geschirr Universum, welches unsere Definition von der Grenze des Geschirrs gleichermaßen definiert, nur spärliche Aufmerksamkeit schenken. Schenkten wir beiden Seiten die gleiche Aufmerksamkeit, müssten wir ihnen den gleichen Wert beimessen, und dann würde die Geschirr-Grenze verschwinden. Die Existenz des Geschirrs wäre beendet, und es gäbe nichts mehr abzuwaschen.⁴¹

Genau hier ist das Fremde zu verorten, das beide Seiten, die des Eigenen und die des Anderen verkörpert. Arthur Rimbaud wird verständlich, wenn er schreibt: „Ich denke. Man müßte sagen: Es denkt mich. [...] Ich ist ein Anderes.“⁴²

Der Mensch versucht ständig gegen das „Ich kann nicht“ anzukämpfen und das Nicht-Ich weiter einsehbar zu machen. Er muss sich mit der Bedrohung, die vom Fremden ausgeht, auseinandersetzen. Diese Bedrohung ist aber nicht im Sinne einer herannahenden und vorhersehbaren Gefahr, wie einem bevorstehenden Krieg zu verstehen, sondern vielmehr als eine Erschütterung des Eigenen, wie sie im Kapitel „Die Psychoanalyse und das Fremde“ noch näher erläutert werden wird. Um mit dieser Gefahr umgehen zu können, muss der Mensch einerseits die Transparenz der Umwelt erhöhen, andererseits muss er sein eigenes Handlungspotential vergrößern.⁴³ Das Fremde wird somit zur Triebfeder für die Wissenschaften und die Kunst.

³⁹ Vgl.: Waldenfels, Bernhard: Topographie des Fremden. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1997 (=Studien zur Phänomenologie des Fremden 1). S. 26. und Waldenfels, Bernhard: Vielstimmigkeit der Rede. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1997 (=Studien zur Phänomenologie des Fremden 4). S.110f.

⁴⁰ Zit. nach.: Dimitrowa, Blaga: Die neue Alienation im Spiegel der posttotalitären Sprache. In: Neue Heimaten, neue Fremden. Beiträge zur kontinentalen Spannungslage. Hrsg. v. Wolfgang Müller-Funk. Wien: Picus 1992. S. 115.

⁴¹ Spencer-Brown, Georg: Laws of Form. Gesetze der Form. Lübeck: Bohmeier 1997. S. 191.

⁴² Rimbaud, Arthur: Briefe und Dokumente. Hrsg. v. Curd Ochwadt. Reinbeck: Rowolth 1964 (= Rowolths Klassiker der Literatur und Wissenschaft 16). S. 21.

⁴³ Vgl.: Boesch, Ernst E.: Das Fremde und das Eigene. In: Psychologie interkulturellen Handelns. Hrsg. v. Alexander Thomas. Göttingen: Verlag für Psychologie 1996. S. 93f.

„Deshalb gelingt es auch dem Dichter, dem Maler, dem Gelehrten die Überkreuzung der Funktionen, wenn er das lang Vertraute und Selbstverständliche in den entfremdeten Blick fasst und das Fremdeste, Entlegenste noch an sein Herz hebt.“⁴⁴

Hier zeigt sich eine weitere Facette des Fremden in seiner Verknüpfung mit dem Eigenen. Hellmuth Plessner führt hierzu die beiden Begriffe der Fremdheit und der Vertrautheit ein, um zeigen zu können, dass das Eigene als selbstverständlich wahrgenommen wird und es zu keinem Hinterfragen mehr kommen kann. Die Wahrnehmungstätigkeit ist geschwächt, da das Eigene uns vertraut geworden ist. „Um anschauen zu können ist Distanz nötig.“⁴⁵ Wir können dem Eigenen nicht mehr mit der nötigen Distanz gegenüberstehen, um es objektiv beurteilen zu können, jedoch kann auch das Fremde alleine niemals zum Verständnis kommen. Wir benötigen beides, das Fremde zur Anschauung und das Vertraute zum Verständnis. „Nur das Unverständliche sucht man zu verstehen und mit ihm vertraut zu werden, nur das Vertraute kann man sich entfremden, um es in den Blick zu bekommen, es zu überblicken.“⁴⁶ Plessner beschreibt diesen Vorgang als die Kunst des entfremdeten Blicks, als die Fähigkeit mit anderen Augen sehen zu können. Diese Kunst findet er in jeder künstlichen Wiedergabe der Realität, bei der durch „Vereinseitigung, Auslese, Betonung“⁴⁷ das Objekt zur Anschauung kommen kann.

Der entfremdete Blick ist vor allem in Zeiten möglich, die durch Turbulenzen oder Krisen gekennzeichnet sind. „Die Kraft zum Sehen ist dem Glück der Epoche umgekehrt proportional“⁴⁸, denn in ihr findet sich die Schreckensbedingung, die dem Verstehen das zwischen dem Eigenen und dem Fremden stattfindet, apriorisch vorgelagert ist.⁴⁹ „Der fremde Blick kann ja nur der eigene sein, aber eben nicht der Blick, der sich als gesättigt, als selbstbegrenzend und ethnozentrisch begreift.“⁵⁰ Der Schrecken, der den „gesättigten“ eigenen Blick in einen fremden Blick verwandeln kann, findet sich in der Erfahrung des Fremden, das sich im Vertrauten versteckt hält und zu einer Erschütterung des Eigenen führt, wodurch eine neue Perspektive auf ein Objekt eröffnet wird. Wir erfassen dieses Objekt aufgrund kultureller Prägungen und Konditionierungen, derer das Objekt selbst sich aber nicht bewusst ist, wodurch es nicht erkennbar ist. Durch die Schockwirkung des

⁴⁴ Plessner, Helmuth: Mit anderen Augen. In: Plessner, Helmuth: Zwischen Philosophie und Gesellschaft. Ausgewählte Abhandlungen und Vorträge. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1979. S. 238

⁴⁵ Ebd. S. 237.

⁴⁶ Ebd. S. 238.

⁴⁷ Ebd. S. 239.

⁴⁸ Ebd.

⁴⁹ Vgl.: Ebd. S. 233-248.

⁵⁰ Heinrichs, Hans-Jürgen: Der fremde Blick oder Vom Hören und Sehen in Psychoanalyse, Ethnologie und Kunst. In: Heinrichs Hans-Jürgen: Fenster zur Welt. Positionen der Postmoderne. Frankfurt am Main: Athenäum 1989. S. 143.

Fremden kommt es zu einem Aufbrechen dieses vorgeprägten Sehens und es kann zur Anschauung und im Zuge eines neuen Vertrautmachens zu einem besseren Verständnis kommen.⁵¹ Der Mensch versteht plötzlich, dass das scheinbar Naturgegebene ein Produkt des Menschen selbst ist und als solches auch veränderbar, da geschichtlich gewachsen, ist.⁵² Eine Erfahrung, die das Fremde auszeichnet, ist das Gefühl der Verlorenheit, entgegengesetzt dem Gefühl der Geborgenheit im Eigenen, wie dies zum Beispiel von der Heimat verkörpert wird. Eigenes bedeutet aber nicht nur Geborgenheit, sondern auch Unbewusstes, während das Fremde immer auch Bewusstsein bedeutet, da das Eigene in Differenz zum Fremden erlebt wird.⁵³

Jeder Bezug auf etwas, auch auf das Eigene, setzt eine gewisse Differenz bzw. Distanz, und sei sie noch so klein, voraus, zwischen dem, der sich auf etwas bezieht und dem, worauf er sich bezieht.⁵⁴

Um unsrer europäischen Moralität einmal aus der Ferne ansichtig zu werden, um sie an anderen, früheren oder kommenden, Moralitäten zu messen, dazu muß man es machen, wie es ein Wanderer macht, der wissen will, wie hoch die Türme einer Stadt sind: dazu verläßt er die Stadt.[...] um sich zum Überblick über Jahrtausende Überblick zu schaffen und noch dazu klaren Himmel in diesen Augen.⁵⁵

So verwundert es nicht, wenn in der Kunst, aber auch in den Geisteswissenschaften immer wieder das Bild des „Guten Wilden“ herangezogen wird, der nichts anderes ist als ein alter Ego, mit dessen Hilfe es gelingt, objektiver über das Eigene zu urteilen. Die Literatur ist bevölkert mit

Fremden, die den Leser zu einer doppelten Reise einladen. Einerseits ist es angenehm und interessant, sein Land zu verlassen, um sich anderen Landstrichen, Mentalitäten, Regierungssystemen zuzuwenden; aber andererseits, und das ist wesentlicher, wird die Reise nur mit dem unternommen, zu sich nach Hause zurückzukehren, um über unserer Grenzen, unsere Befremdlichkeiten, unsere mentalen und politischen Tyrannen zu urteilen oder zu lachen.⁵⁶

Das Fremde garantiert Objektivität, indem die individuell-subjektiven Verschiedenheiten in der Sichtweise eines Objekts ausgeschaltet werden, wobei Objektivität nicht als Nicht-

⁵¹ Vgl.: Ebd. S. 149f.

⁵² Vgl.: Landmann, Michael: Das Fremde und die Entfremdung. In: Entfremdung. H. v. Heinz-Horst Schrey. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1975. S. 188.

⁵³ Vgl.: Erdheim, Mario: Heimat, Geborgenheit und Unbewusstheit. In: Neue Heimaten, neue Fremden. Beiträge zur kontinentalen Spannungslage. Hrsg. v. Wolfgang Müller-Funk. Wien: Picus 1992. S. 52.

⁵⁴ Vgl.: Waldenfels, Bernhard: Sinnesswellen. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1999 (=Studien zur Phänomenologie des Fremden 3). S. 37.

⁵⁵ Nietzsche, Friedrich: Der Wanderer redet. In: Nietzsche, Friedrich: Gesamtausgabe. Band 2. Die fröhliche Wissenschaft. Hrsg. v. Karl Schlechta. München: Hanser 1956. S. 255.

⁵⁶ Kristeva, Julia: Fremde sind wir uns selbst. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1990. S. 145.

Teilnahme zu verstehen ist, da das Fremde niemals in keinerlei Bezug zum Objekt steht.⁵⁷ Hier kommt der Aspekt zum Tragen, der das Fremde vom Anderen unterscheidet, da das Fremde als Schwelle zwischen dem Ich und Nicht-Ich angesiedelt werden muss. Es beinhaltet sowohl Teile des Eigenen als auch des Anderen und fungiert somit als natürliche Begrenzung für beides. Für das Ich begrenzt das Fremde das umgebende Nicht-Ich und bietet somit Möglichkeit dieses zu erforschen und somit seinen Handlungsspielraum zu vergrößern, das Nicht-Ich wird durch das Fremde vom Ich unterscheidbar. Weiters ist das Fremde ein unerlässlicher Gegenpart zum Eigenen, um dessen Erweiterung zu gewährleisten, da dieses sich ansonsten nur selbst vervielfachen würde. Ein Überschreiten der Schwelle des Fremden ist, laut Hegel, einerseits in der Liebe, andererseits in der Synthese möglich. In beiden Varianten verdoppelt sich das Selbst, um sich im Anschluss wieder zu einem neuen Ganzen zu vereinigen. Diese Vereinigung ermöglicht es, dass etwas Neues entstehen kann, ohne dass das Fremde ausgelöscht wird. Vielmehr wird die Schwelle des Fremden zwischen dem Nicht-Ich und dem Ich überwunden ohne zu verschwinden.

⁵⁷ Vgl.: Simmel, Georg: Exkurs über den Fremden. In: Simmel, Georg: Gesamtausgabe. Bd. 11. Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Hrsg. v. Otthein Rammstedt. S. 767.

2.1.3. Das Fremde in der Psychoanalyse

An einem Kleinkind ist ab dessen sechsten Lebensmonat ein neu auftretendes Verhalten zu beobachten. Das Kind „fremdet“, wobei es noch nicht zwischen Eigenem und Fremden unterscheidet, da es sich gerade erst aus dem Zustand der Objektlosigkeit löst, sondern es zwischen Vertrauten und Unvertrauten trennt. Die Unterscheidung wird vom Kind durch einen Wiederholungszwang hergestellt. Alles sich Wiederholende ist vertraut, alles neu Auftretende ist unvertraut.

Das Kind zeigt starke körperliche Reaktionen beim Zusammentreffen mit dem Fremden. „Es kommt zu einer erstarrten Mimik, deutlicher Pupillenerweiterung, Versteifung des Körpers sowie erhöhtem Puls- und Herzschlag, also Anzeichen von Angst“⁵⁸ Hier ist der Ausgangspunkt für die Entwicklung der Beziehung und Einstellung zum Fremden zu finden. Das Kind beginnt mobil zu werden und seine Umwelt zu erkunden. Die Erkundungsgänge des Kindes sind ambivalent geprägt. Einerseits wird die Umwelt mit immer größer werdender Neugier und immer größer werdendem Mut erkundet, es wird erkannt, dass auch etwas Neues durch die Abwechslung lustbringend sein kann, andererseits evoziert das unbekannte Fremde immer noch Angst bzw. Vorsicht. Das Kind unterteilt die Welt in die Bereiche des sicheren und langweiligen Eigenen und des ängstigenden und spannenden Fremden, allerdings ist dieser Vorgang immer wieder von Rückschlägen geprägt, wenn das Kind feststellen muss, dass das Verlassen des Vertrauten um vieles leichter fällt als die Rückkehr zu diesem. „In seiner primitivsten Form ist das Fremde die Nicht-Mutter, [...]. [...] Das Bild des Fremden - die Fremdenrepräsentanz - bietet eine Alternative an, indem es dem Kind ermöglicht, eine Beziehung zu der Person aufzunehmen, die nicht seine Mutter ist.“⁵⁹ Das Kind beginnt seine Umwelt in die Bereiche des Eigenen und des Fremden⁶⁰ zu strukturieren.

Das «Eigene» ist vertraut, «transparent» [...] man «gehört dazu» [...] aber es beinhaltet auch Zwänge, Pflichten, Einschränkungen der Freiheiten [...] und diese Regeln einzuhalten oder Bestrafungen zu vermeiden, wird allmählich zu einem eigenen Handlungsvermögen des heranwachsenden Kindes.⁶¹

⁵⁸ Clausen, Jens: Das Selbst und die Fremde. Über psychische Grenzerfahrungen auf Reisen. Bonn: Das Narrenschiff im Psychiatrie-Verlag 2007. S. 95.

⁵⁹ Erdheim, Mario: Heimat, Geborgenheit und Unbewusstheit. In: Neue Heimaten, neue Fremden. Beiträge zur kontinentalen Spannungslage. Hrsg. v. Wolfgang Müller-Funk. Wien: Picus 1992. S. 43f.

⁶⁰ Ernst E. Boesch schreibt hier vom „Anderen“, das in seiner Neutralität gerade nicht dem Gefühl der Begegnung mit Fremden entspricht. Vgl.: Boesch E. Ernst: Das Fremde und das Eigene. In: Psychologie interkulturellen Handelns. Hrsg. v. Alexander Thomas. Göttingen: Verlag für Psychologie 1996. S. 87f.

⁶¹ Ebd.

Aus diesen Erfahrungen bilden sich im Weiteren die Bereiche des Nicht-Ich und des Ich, das als Empfinden des Seins als eigenes Subjekt, das der restlichen Welt gegenübersteht, verstanden werden kann. Innerhalb dieses Ichs bildet sich durch das Regel- und Bestrafungssystem seiner Umwelt die Struktur des Über-Ichs heraus.

Der Mensch dehnt seinen Vertrauenskreis von Kindheitsbeinen an immer weiter aus. Ist es zuerst nur die Mutter, die zwar als Nicht-Ich, aber doch als vertraut erlebt wird, so sind es später auch der Vater, die Geschwister, die restliche Familie, der Freundeskreis etc.. Der Prozess bei der Umwandlung des Fremden bzw. Unvertrauten in Vertrautes bzw. Eigenes ist aber im selben Maße wieder reversibel. Etwas Vertrautes kann sehr schnell wieder fremd werden, wie dies an einer Beziehung zu beobachten ist, die in die Brüche geht, weil die PartnerInnen sich „auseinander-gelebt“ haben. Dieser Prozess ist aber nicht zwingend als negativ zu beurteilen, denn es geht hierbei darum, dem Wiederholungszwang zu entkommen. Wenn eine Beziehung sich entfremdet, dann kann dieser Vorgang auch als Chance begriffen werden, neue Aspekte kennen zu lernen, denn nur die Spannung zwischen Vertrautem bzw. Eigenem und Fremdem bzw. Unvertrautem ist es, die das Subjekt am Leben erhält.⁶² Unvertrautes bzw. Unvertrautheit, die hier mit dem Fremden gleichgesetzt wird, muss aber klar von Unbekanntheit unterschieden werden.

Sie bezeichnet jenes noch-nicht-Erfahrene [sic], das trotz möglicher Verlockungen unser Handlungspotential in Frage stellt; es beinhaltet die Möglichkeit des Unerwarteten, zuweilen sogar des Unheimlichen, auf jeden Fall aber einen Grad an Unsicherheit. Allerdings, so formuliert, bliebe das Fremde ein Äußeres, und es so zu sehen, wäre zu einfach; um es genauer zu verstehen, müssen wir auch ein Das Fremde in uns beachten.⁶³

Das Fremde in uns selbst finden wir in vielen Bereichen der menschlichen Psyche. Im Unbewussten, dem inneren Ausland⁶⁴, das dafür sorgt, dass wir uns nicht mehr als Herr im eigenen Haus empfinden, wie es von Freud formuliert wurde, im Über-Ich, das sich durch die moralischen Grundsätze, die uns von der Gesellschaft vermittelt wurden, entwickeln konnte, im Es, dessen Triebcharakter als etwas Fremdes, das auf uns von außen einwirkt, erlebt wird und in psychischen Erkrankungen, die uns befremden.

⁶² Vgl.: Erdheim, Mario: Verzerrungen des Fremden in der Psychoanalytischen Perspektive. In: Fremde. Hrsg. v. Ortrud Gutjahr. Würzburg: Königshausen & Neumann 2002 (= Freiburger Literaturpsychologische Gespräche. Jahrbuch für Literatur und Psychoanalyse 21). S. 28f.

⁶³ Boesch E. Ernst: Das Fremde und das Eigene. In: Psychologie interkulturellen Handelns. Hrsg. v. Alexander Thomas. Göttingen: Verlag für Psychologie 1996. S. 90.

⁶⁴ zit. nach: Erdheim, Mario: Verzerrungen des Fremden in der Psychoanalytischen Perspektive. In: Fremde. Hrsg. v. Ortrud Gutjahr. Würzburg: Königshausen & Neumann 2002 (= Freiburger Literaturpsychologische Gespräche. Jahrbuch für Literatur und Psychoanalyse 21). S. 22.

Der so genannte „Kulturmensch“ hat gelernt mit seinem Es, seinen Trieben, die ihm durch ihre Unausweichbarkeit befremden, durch die Sublimation umzugehen. In der Sublimation geht es darum, die Energien, die dem Menschen vom Trieb zur Verfügung gestellt werden, umzuleiten, um sie für höhere Prozesse als die reine Triebbefriedigung zu nutzen. Der Mensch muss sich seine eigene Natur untertan machen, um das Fremde in sich bekämpfen zu können, woraus man schließen kann, dass die Selbstbeherrschung eine *conditio sine qua non* für die Herrschaft über das Fremde sein muss.⁶⁵ Kommt es zu einem kulturellen Fortschritt, so darf dieser nicht als Reaktion auf einen Triebmangel, sondern vielmehr als Produkt eines Es-Überflusses gesehen werden.⁶⁶ Der Mensch ist durch die Sublimation seiner Triebe gezwungen, sich mit dem Fremden auseinanderzusetzen und etwas Neues zu erschaffen, wodurch er eine Lustbefriedigung erfahren kann.

Jedes Individuum wie auch jede Gesellschaft erlernt gewisse Prozesse und Abwehrmechanismen, um mit Einflüssen, die als fremd erlebt werden, seien sie nun von innen oder von außen, umgehen zu können.

In Gesellschaften, in denen es keinen sittlichen Code des sittlichen Verhaltens gegenüber Fremden gibt, hat dies – analog zu psychopathologischen Symptomen des Individuums, wenn es Angst nicht überwindet – pathologische Erscheinungen in der Gesellschaft zur Folge, die sich in inhumanem Verhalten manifestieren, wie es uns aus der Geschichte des deutschen Nationalsozialismus wohlbekannt ist.⁶⁷

Der Umgang mit dem Fremden kann als Maßstab gesehen werden, wie sehr ein Individuum bzw. eine Gesellschaft sozialisiert ist. In jeder neuen Lebenssituation sieht der Mensch sich mit etwas Fremden konfrontiert, muss darauf reagieren und für sich neue Handlungsschemata finden; somit kann die Auseinandersetzung mit Fremdem auch als lebenslanger Lernprozess, getragen von Angst und gleichzeitigem Verlangen, bezeichnet werden.⁶⁸ Um das Fremde als Chance nutzen zu können, müssen Verarbeitungs- und Abwehrmechanismen entwickelt werden, die nicht mehr nach archaischen Strukturen wie der Spaltung in *Gut* und *Böse* und der Projektion funktionieren. „Andererseits aber will das Fremde auch nicht nur ausgeblendet und bekämpft werden, ist es doch der Anwalt der

⁶⁵ Vgl.: Crepald, Gianluca: Der Verlust des Anderen. Zur „Alteritätsverlassenheit“ der Moderne am Leitfaden der Sirenendichtung. In: Das Fremde im Raum. Hrsg. v. Thomas Gimesi u. Werner Hanselitsch. Wien: Lit 2007. S. 20f.

⁶⁶ Vgl.: Erdheim, Mario: Heimat, Geborgenheit und Unbewusstheit. In: Neue Heimaten, neue Fremden. Beiträge zur kontinentalen Spannungslage. Hrsg. v. Wolfgang Müller-Funk. Wien: Picus 1992. S. 51.

⁶⁷ Vgl.: Loycke, Almut: Der Gast, der bleibt. In: Der Gast, der bleibt. Dimensionen von Georg Simmels Analyse des Fremdseins. Hrsg. v. Almut Loycke. Frankfurt am Main: Campus 1992. S. 105.

⁶⁸ Vgl.: Furtwängler, Jürgen-Philip: Das Fremde. In: Den Fremden gibt es nicht. Xenologie und Erkenntnis. Münster: LIT-Verlag 2004. S. 187f.

Realität.⁶⁹ Das Fremde fordert von uns eine Auseinandersetzung, die sowohl auf einer emotionalen wie auch auf einer intellektuellen Ebene stattfindet.

Das Fremde erfüllt uns oft mit Angst, weil wir im Fremden Teile unserer selbst entdecken, die wir nicht wahrhaben wollen, bzw. weil wir in ihm etwas erkennen, das wir selbst gerne wären. Sigmund Freud findet diese Angst am stärksten im Begriff des Unheimlichen ausgedrückt, der den Gegensatz zu „heimlich, heimisch, vertraut“⁷⁰ bildet. Er weist allerdings darauf hin, dass die Beziehung zwischen den beiden Begriffen nicht umkehrbar ist, also nicht alles Unbekannte uns unheimlich ist. Das Unheimliche findet sein stärkstes Motiv im Doppelgänger, dessen Wirkung Freud darauf zurückführt, dass es sich bei ihm um ein Rückgreifen auf einen frühen Entwicklungszeitpunkt des Individuums handelt, bei dem es noch nicht zu einer klaren Trennung des Ichs von der Außenwelt und vom Anderen gekommen ist.⁷¹ In dieser Phase versucht das Kind Vertrauen durch seinen Wiederholungszwang herzustellen und so findet sich in späteren Entwicklungsstadien auch in der simplen Wiederholung das Unheimliche, selbst wenn diese durch die Erfahrung leicht als Zufall entlarvt werden könnte.⁷²

Das Unheimliche, das Nicht-Heimische, aber auch das Furchteinflößende finden sich sowohl in der Wiederholung gewisser Ereignisse als auch im Doppelgänger. Beides kann als Reaktion auf das Fremde betrachtet werden. Das Individuum empfindet Angst, sieht es sich in seinem Menschsein bedroht, das, wie schon festgestellt wurde, zu einem Teil auf der Auseinandersetzung mit dem Fremden beruht. Bei der Wiederholung wird das äußere Fremde, beim Auftreten eines Doppelgängers hingegen das innere Fremde als bedroht erlebt.

Aber nicht nur dieser der Ich-Kritik anstößige Inhalt kann dem Doppelgänger einverleibt werden, sondern ebenso alle unterbliebenen Möglichkeiten der Geschicksgestaltung, an denen die Phantasie noch festhalten will, und alle Ich-Strebungen, die sich infolge äußerer Ungunst nicht durchsetzen konnten, sowie alle die unterdrückten Willensentscheidungen, die die Illusion des freien Willens ergeben haben.⁷³

Der Mensch erlebt eine Erschütterung des Eigenen, hervorgerufen durch eine Einschränkung seines Handlungspotentials bzw. eine Einschränkung des Fremden an sich, und reagiert darauf mit Angst und Aggression. Er ängstigt sich davor, durch das

⁶⁹ Obendiek, Edzard: Der lange Schatten des babylonischen Turmes. Das Fremde und der Fremde in der Literatur. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 2000. S.226.

⁷⁰ Freud, Sigmund: Das Unheimliche. Aufsätze zur Literatur. Frankfurt am Main: Fischer 1963. S. 47.

⁷¹ Ebd. S. 47-65.

⁷² Ebd. S. 66f.

⁷³ Ebd. S. 64.

Verschwinden des Fremden zur endlosen Selbstbegegnung verdammt zu sein. Hier eröffnet sich ein Problem, das seit dem 18. Jahrhundert zunimmt, seitdem das Fremde zum Gegenstand der Forschung gemacht wurde und wird, wodurch die Ressourcen des Fremden stetig aufgebraucht werden.

„Die Angst vor dem Fremden ist die Angst, dass es sie dereinst nicht mehr gibt; deshalb ist die gutgemeinte Aufforderung, diese Angst abzulegen, vergeblich.“⁷⁴ Nicht das Fremde selbst macht dem Menschen Angst, es ist vielmehr dessen Verschwinden, das ihm unheimlich erscheint. Es sind nicht die „Ausländer“, die Angst und Aggression auslösen, sondern die Bedrohung, dass sie verschwinden könnten.⁷⁵ „Das Problem mit dem Fremden in unserer Zeit, [...], ist nicht die Bedrohung durch das Andere, sondern das Verschwinden des Anderen, und mit ihm des Eigenen.“⁷⁶

Die Bedeutung des Fremden für die Bildung unserer Identität findet sich in besonderem Ausmaß in Jacques Lacans Theorie des Spiegelstadiums. Lacan stellt fest, dass sich Kinder zwischen dem sechsten und achtzehnten Lebensmonat im Spiegel erkennen. Auf dieses Erkennen folgt eine „jubilatorische Geschäftigkeit“⁷⁷, denn das Kind kann sich zum ersten Mal in seiner Gesamtheit wahrnehmen, da es sich nicht mehr aus der Perspektive seines Körpers betrachten muss. Bis zu diesem Zeitpunkt weiß das Kind nicht, wie sein Gesicht aussieht und nimmt auch den Rest seines Körpers immer nur partiell wahr. Durch das Selbstbild im Spiegel kann das Kind ein Selbstbewusstsein entwickeln und sich aus dem Status der Objektlosigkeit lösen. Es entwickelt sich ein ganzer Bereich des Bildhaften innerhalb der Psyche. Dieser Bereich wird von Lacan als das Imaginäre bezeichnet und zeichnet sich für die Entwicklung des Ichs (franz.: je) verantwortlich, das über die Identifikation mit dem Bild des Eigenen in den Augen des Anderen zum Selbstbewusstsein führt. Ihm gegenüber steht ein zweites Ich (franz.: moi), das vereinfacht als ein Ideal-Ich beschrieben werden kann. Auch dieses Ich entwickelt sich aus dem Imaginären, allerdings repräsentiert es nicht die Sicht der Anderen auf uns, sondern unsere Sicht eines idealisierten Bilds unserer selbst im Anderen, das für uns immer unerreichbar bleiben wird.

⁷⁸ Hier trifft man wieder auf Rimbauds: „Ich ist ein Anderes“⁷⁹. „In einer großartigen

⁷⁴ Schütze, Jochen K.: Vom Fremden. Wien: Passagen-Verlag 2000. S. 18.

⁷⁵ Vgl.: Ebd. S. 17-19.

⁷⁶ Wucherpfeffig, Wolf: Fremdheiten: Die erlebte Fremdheit, das konstruierte Fremde und die Entfremdung. In: Fremde. Hrsg. v. Ortrud Gutjahr. Würzburg: Königshausen & Neumann 2002 (= Freiburger Literaturpsychologische Gespräche. Jahrbuch für Literatur und Psychoanalyse 21). S. 196.

⁷⁷ Lacan, Jacques: Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion wie sie uns in der psychoanalytischen Erfahrung erscheint. Bericht für den 16. Internationalen Kongreß für Psychoanalyse in Zürich am 17. Juli 1949. In: Lacan, Jacques: Schriften I. Hrsg. v. Norbert Haas. Olten: Walter 1973. S. 63.

⁷⁸ Vgl.: Ebd. S.61-70.

Täuschung erkennt sich das Kind auf dem Umweg über den Anderen, indem es ihn als einen Anderen verkennt; nichts anderes bedeutet es nämlich, wenn es den ursprünglich Anderen aus dem Spiegelbild mit sich identifiziert.“⁸⁰

Die Spaltung des Ichs in einen eigenen und einen fremden Teil wird für Lacan somit zur Grundvoraussetzung der menschlichen Entwicklung, da er sowohl das Eigene als Produkt des fremden Blicks erlebt, als auch das Fremde durch den eigenen Blick verändert sieht. Die Augen und noch allgemeiner das Sehen werden zur Grundlage des Ichs. Durch den Verlust der Augen kommt es zu einem Verschwinden des Ichs.⁸¹

Auch die Konzeption des ‚Unbewußten‘, die (in der Psychoanalyse) gelegentlich mit dem Fremden gleichgesetzt wird, mag zwar die Thematik des Fremden berühren, kann aber schon deswegen die Stellung, die das Fremde mit seiner Bedeutung für unser Seelenleben innehat, nicht genügend erhellen, weil das Unbewusste grundsätzlich zum seelischen Fundus des ‚Eigenen‘ gehört, [...].⁸²

Gerade aber das Wiederfinden des Fremden im Eigenen ist es, das eine Schwelle eröffnet, die überschritten werden muss, um mehr über den Menschen zu erfahren. Im ständigen Wechselspiel zwischen dem Fremdem und dem Eigenem entsteht das Menschsein in seiner Einzigartigkeit. Sigmund Freud findet das eigene Fremde vor allem im Unbewussten, mit ihm „dringt die Fremdheit, das Unheimliche, unmerklich in die Ruhe und Gelassenheit der Vernunft selbst ein [...]. Fortan wissen wir, dass wir uns selbst fremd sind, und es ist allein dieser Rückhalt, von dem aus wir versuchen können, mit den anderen zu leben.“⁸³

Freud weist darauf hin, dass es das Unbewusste ist, das dafür sorgt, dass wir nicht mehr Herr im eigenen Haus sein können. Er verlagert das Fremde vom Außen, das man sich fern halten kann, ins Innere des Menschen und macht es zu einem Teil seiner Persönlichkeit. Der Mensch muss sich damit abfinden, dass das Fremde ihn beeinflusst, sei es über Neurosen oder über Träume.⁸⁴ Eine Untersuchung von Strauch und Meier zeigt, dass sich 44,1% aller Träume in einer Umgebung ereignen, die der/dem Träumenden fremd ist, sowie 24,6% der Personen, die in den Träumen auftreten.⁸⁵

⁷⁹ Rimbaud, Arthur: Briefe und Dokumente. Hrsg. v. Curd Ochwadt. Reinbeck: Rowolth 1964 (= Rowolths Klassiker der Literatur und Wissenschaft 16). S. 21.

⁸⁰ Schütze, Jochen K.: Vom Fremden. Wien: Passagen-Verlag 2000. S. 71.

⁸¹ Vgl.: Schottelius, Saskia: das imaginäre ich. Subjekt und Identität in Ingeborg Bachmanns Roman „Malina“ und Jacques Lacans Sprachtheorie. Frankfurt am Main: Lang 1990. S. 24.

⁸² Furtwängler, Jürgen Philip: Das Fremde als Zwischen. Psychoxenologie: Eine psychiatrische Epistemologie. In: Verstehen und Verständigung. Ethnologie-Xenologie-Interkulturelle Philosophie. Hrsg. v. Wolfgang Schmied-Kowarzik. Würzburg: Königshausen & Neumann 2002. S. 202.

⁸³ Kristeva, Julia: Fremde sind wir uns selbst. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1990. S. 184.

⁸⁴ Vgl.: Schütze, Jochen K.: Vom Fremden. Wien: Passagen-Verlag 2000. S. 69.

⁸⁵ Vgl.: Kast, Verena: Angst und Faszination. Emotionen in bezug auf das Fremde. In: Das Eigene und das Fremde. Angst und Faszination. Hrsg. v. Helga Egner. Solothurn: Walter 1994. S. 232.

Das Unbewusste erscheint uns als ein fremder Einfluss von außen, weil es kein System ist, das direkt mit dem Bewusstsein verknüpft oder diesem innewohnend ist, sondern ein Bereich, der nur über eine geistige Zensur einsichtig ist.⁸⁶

Der Mensch verlagert das Fremde, das ihm unverständlich bleibt, in die zwei Bereiche Religion und Therapie. In der Religion findet der Mensch alles, das ihm an sich fremd bzw. unerklärbar erscheint. Er erklärt dadurch sein Glück, sein Unglück, das Entstehen von etwas Neuem, seinen Tod und die Religion selbst. Die Religion bietet Muster und Ursachen, die das Fremde schon alleine dadurch verständlicher machen, dass sie es als religiöses Phänomen erklärbar machen. Die gleichen Erklärungsmuster finden sich in der Therapie, wenn Vorgänge durch die Wirkungsweisen des Unbewussten erklärt werden.⁸⁷ Durch das Unbewusste erlebt sich der Mensch nicht mehr selbst als den Urheber seiner eigenen Handlungen, sondern er wird vielmehr von seinen Handlungen beherrscht. Er ist sich selbst fremd geworden. Im englischen Sprachgebrauch wird der Ausdruck „Alienist“ noch immer für den Beruf des Psychiaters gebraucht.⁸⁸ Hier zeigt sich sehr deutlich die Nähe zwischen Fremde, der Psychoanalyse bzw. der Psychiatrie und deren Diagnostik.

„Obwohl sich nun speziell die Psychiatrie als eine Wissenschaft vom Fremd-Seelischen und dem seelisch Befremdlichen [...] definiert, kommt das Fremde selbst in ihr [...] erstaunlicherweise unmittelbar nicht vor, [...].“⁸⁹ Die Psychiatrie begegnet Fremdem über den Weg der Ordnung, indem sie sich die Krankheit durch ihre Bestimmung aneignet. „Dabei ist, [...], jede Krankheit eine Anomalie, aber nicht jede Anomalie eine Krankheit.“⁹⁰ In der Therapie kommt es durch die Wiederherstellung einer gewissen Ordnung zur Heilung, wobei diese Heilung als eine Annäherung an die gesellschaftliche Norm, an ein allen Menschen zu Eigenes verstanden werden kann. „Anomalien lassen sich aber auch anders denken, nämlich als Abweichung von einer bestimmten Ordnung, so dass sie nicht als bloße Negativität, als Unordnung zu bewerten sind, sondern auch als Andersheit, die eine neue Ordnung zu inaugurieren vermag.“⁹¹

Das Fremde erzeugt eine Reibwirkung mit dem Eigenen, wodurch etwas Neues entstehen kann, wie sich deutlich am Inzestverbot, das in beinahe allen Kulturen zu finden ist, zeigt,

⁸⁶ Vgl.: Schütze, Jochen K.: Vom Fremden. Wien: Passagen-Verlag 2000. S. 69f.

⁸⁷ Vgl.: Erdheim, Mario: Verzerrungen des Fremden in der Psychoanalytischen Perspektive. In: Fremde. Hrsg. v. Ortrud Gutjahr. Würzburg: Königshausen & Neumann 2002 (= Freiburger Literaturpsychologische Gespräche. Jahrbuch für Literatur und Psychoanalyse 21). S. 36.

⁸⁸ Vgl.: Fromm, Erich: Entfremdung – Vom alten Testament bis zur Gegenwart. In: Entfremdung. H. v. Heinz-Horst Schrey. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1975. S. 60.

⁸⁹ Furtwängler, Jürgen-Phillip: Das Fremde. In: Den Fremden gibt es nicht. Xenologie und Erkenntnis. Münster: LIT-Verlag 2004. S. 186f.

⁹⁰ Waldenfels, Bernhard: Grenzen der Normalisierung. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1998 (=Studien zur Phänomenologie des Fremden 2) S. 137.

⁹¹ Ebd. S. 139.

bei dem es darum geht, einer Vereinigung des Eigenen mit sich selbst vorzubeugen. Das Inzestverbot ist nur bei den Göttern aufgehoben, deren Eigenheit nicht durch das Fremde verdünnt werden darf, während der Mensch um etwas Neues zu erschaffen und nicht im Eigenen zu erstarren, sich Zeit seines Lebens mit dem Fremden auseinandersetzen muss. Das Zusammentreffen des Eigenen mit dem Fremden, sei es in Form des psychisch Kranken, des Unbewussten, des Doppelgängers, des Es oder des Über-Ichs, löst im Menschen ein Ich-Beben aus, da er gezwungen ist, sich mit dem Fremdem in seinem Ich, aber auch mit dem Eigenen in den Fremden auseinanderzusetzen.

Psychoanalytisch gesprochen, wird durch diese Fremden, die so viel Eigenes verkörpern, die fragile eigene Identität am stärksten bedroht. Die Angst vor jener Hilflosigkeit und Armut, diese Angst, die auch die eigene Großmutter oder den eigenen Vater einst bedrückte, da sie als Migranten in dieses Land kamen, muß abgewehrt werden. Daher müssen die gar nicht so fremden Fremden bekämpft werden, damit die eigene Identität nicht ins Schwanken kommt.⁹²

⁹² Larcher, Dietmar: Liebe in den Zeiten der Globalisierung. Konstruktion und Dekonstruktion von Fremdheit in interkulturellen Paarbeziehungen. Klagenfurt: Drava 2000. S. 143.

2.1.4. Das Fremde in der Kunst

Wilhelm Dilthey beschreibt die Hermeneutik folgendermaßen: „Die Auslegung wäre unmöglich, wenn die Lebensäußerungen gänzlich fremd wären. Sie wäre unnötig, wenn in ihnen nichts fremd wäre.“⁹³ Hier findet sich eine starke Ähnlichkeit zu Edmund Husserls Aussage über „die bewährbare Zugänglichkeit des original Unzugänglichen“⁹⁴, die sich im Fremden findet. Ein völlig verstandener Gegenstand muss nicht mehr weiter beachtet werden, wie dies auch bei einem völlig unverständlichen Gegenstand der Fall wäre. Das Fremde bildet die Schwelle zwischen dem Verstehenden und dem zu Verstehenden, wobei beides auch innerhalb eines Subjekts zu finden sein kann, wie im Kapitel „Das Fremde und die Psychoanalyse“ gezeigt wird. Sehr oft ist das Eigene sogar schwerer zu erkennen und zu verstehen als das Nicht-Eigene, da das Nicht-Eigene nicht als selbst-verständlich wahrgenommen werden kann. So erkennen wir in einer früheren Epoche der Geschichte klarer die Motive und die wichtigen Eckdaten, als wir es in der Gegenwart tun können und wir verstehen auch einen Autor besser, als er es selbst tun kann, da wir die nötige Distanz zu den Voraussetzungen für sein Werk haben.⁹⁵

Das Interpretieren und Verstehen eines Textes, wie es in der Hermeneutik erfolgt, eröffnet ein weiteres Feld des Fremden. Raul Fornet-Betancourt geht davon aus, dass eine Hermeneutik der Fremde/n nur mit deren Beteiligung am Verstehensprozess möglich sein kann, weil er ein Vorgehen, bei dem Fremde/n ein Verstehen aufgezwungen wird, in einer europäischen Kultur verortet sieht, die streng zwischen Subjekt und Objekt trennt und der es darum geht das Fremde aufzulösen.⁹⁶ Das Fremde muss vom/von der Interpretierenden aber nicht aufgelöst werden, wenn er/sie es als wesentlichen Bestandteil des Werks anerkennt und das Interpretieren nicht dazu benützt das Fremde zum Eigenen zu machen, sondern vielmehr versucht das Eigene im Fremden zu erkennen. Dieser Vorgang kann über Analogien funktionieren, die „sich auf Dinge und Wesen, die der gleichen Spezies

⁹³ Dilthey, Wilhelm: Gesammelte Schriften. Band 7. Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften. 2., unveränderte Auflage. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1958. S. 225.

⁹⁴ Husserl, Edmund: Gesammelte Werke. Band 1. Cartesianische Meditationen und Pariser Vorträge. 2. Auflage. Haag: Martinus Nijhoff 1973. S. 144.

⁹⁵ Vgl.: Landmann, Michael: Das Fremde und die Entfremdung. In: Entfremdung. H. v. Heinz-Horst Schrey. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1975. S. 192.

⁹⁶ Vgl.: Fornet-Betancourt, Raul: Hermeneutik und Politik des Fremden. Ein philosophischer Beitrag zur Herausforderung des Zusammenlebens in multikulturellen Gesellschaften. In: Verstehen und Verständigung. Ethnologie-Xenologie-Interkulturelle Philosophie. Hrsg. v. Wolfgang Schmied-Kowarzik. Würzburg: Königshausen & Neumann 2002. S. 52-55.

angehören⁹⁷ beziehen, wodurch die Analogie „ein geeignetes Mittel für die Gewinnung der Erkenntnis“⁹⁸ darstellt. Durch die Analogie kommt es zu einer Überlappung zwischen dem Erkennenden und dem zu Erkennenden, wie sie sich auch im Schwellencharakter des Fremden findet. Wilhelm von Humboldt geht davon aus, dass dem *Ich* die gesamte Welt als das Fremde gegenübersteht. Dieses *Nicht-Ich* wird von Humboldt als ein *Er* bezeichnet. Aus diesem *Er* wird ein *Du* herausgelöst, indem es zu einem gemeinsamen Handeln kommt. Das übrig gebliebene *Er* ist nun weder ein *Nicht-Ich* noch ein *Nicht-Du*, sondern es ist diesen beiden entgegengesetzt. Das *Ich* ist mit dem *Du* durch Analogien verbunden, die durch eine gemeinsame Interaktion erworben werden. Das *Er* bleibt weiterhin fremd, weil es durch die fehlende Interaktion mit dem *Ich* nicht in ein *Du* verwandelt werden konnte.⁹⁹ Das Fremde kann nur über ein Entgegenkommen beider Seiten, der fremden und der nicht fremden, erkannt und verstanden werden.

Ein literarisches Werk muss auf mehreren Ebenen Analogien herstellen. Der/Die LeserIn muss mit dem Werk interagieren. Weiters befindet sich das Werk in einer Interaktion mit anderen Werken und es bedient sich einer eigenen Sprache, die es zu einem fremden Objekt macht. Die Interaktion mit anderen Werken kann über Zitate, Anspielungen, intertextuelle Varianten bzw. über die Wahl der literarischen Form erfolgen und ermöglicht es, das Werk durch diese Analogien in einen größeren Rahmen einzuordnen, der zumindest dem/der AutorIn schon bekannt sein muss.

Michail Bachtin weist darauf hin, dass der Entwurf eines Gegenstandes durch ein Wort immer dialogisch erfolgt. „Nicht nur im Gegenstand trifft das Wort auf ein anderes Fremdes. Jedes Wort ist auf eine Antwort gerichtet und keines kann dem tiefgreifenden Einfluß des vorweggenommenen Wortes der Replik entgehen.“¹⁰⁰ Sämtliche rhetorische Formen sind auf eine/n HörerIn oder LeserIn und deren/dessen Antwort gerichtet. In deren Seele finden sich die fremden Wörter, auf die der/die SprecherIn sich ausrichten muss.

Es kommt zu einer neuen Begegnung von Äußerung und fremdem Wort, das einen neuen, spezifischen Einfluß auf den Stil ausübt. [...] Der Sprecher ist bestrebt, sein Wort mit einem spezifischen Horizont am fremden Horizont des Verstehens zu orientieren und tritt in ein dialogisches Verhältnis zu den Momenten dieses

⁹⁷ Mall, Ram Adhar: Versuch einer interkulturellen Xenologie. In: Den Fremden gibt es nicht. Xenologie und Erkenntnis. Münster: LIT-Verlag 2004. S. 45.

⁹⁸ Ebd.

⁹⁹ Vgl.: Thun, Harald: Ausgrenzung und Einbezug des Fremden aus sprachlicher Sicht. In: Das Fremde. Aneignung und Ausgrenzung. Eine interdisziplinäre Erörterung. Hrsg. v. Günter Eifler u. Otto Saame. Wien: Passagen 1991. S. 122f.

¹⁰⁰ Bachtin, Michail M.: Die Ästhetik des Wortes. Hrsg. v. Rainer Gröbel. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1979. S. 173.

Horizonts. [...] Das Wort lebt gleichsam auf der Grenze zwischen seinem eigenen und dem fremden Kontext.¹⁰¹

Der/Die SprecherIn muss sich die Wörter erst mühsam erarbeiten. Sie müssen aus ihrem früheren Kontext, der natürlich nicht neutral besetzt war, herausgelöst und im Anschluss neu adaptiert werden. Weiters muss der/die SprecherIn die neu adaptierten Wörter wiederum an eine/n HörerIn bzw. LeserIn anpassen, um der Dialogizität der Sprache Rechnung zu tragen. Es müssen Analogien in der Sprache hergestellt werden, um eine Brücke zwischen dem Eigenen und dem Fremden zu errichten, denn „im Grunde bewegt sich die Sprache [...] auf der Grenze zwischen dem Eigenen und dem Fremden.“¹⁰² Die Sprache ist somit eine Grenze, die immer überwunden werden muss, um das Fremde verstehen zu können, gleichzeitig ist sie aber auch das Mittel erster Wahl, um das Fremde überhaupt verstehen zu können. Allerdings darf die Sprache nicht nur von einer Seite in Anspruch genommen werden, da es ansonsten zu einem Machtgefüge kommt, das zwischen einem erkennenden Subjekt und einem zu erkennenden Objekt trennt, wodurch, wie vorher gezeigt wurde, eine Hermeneutik des Fremden nicht mehr möglich ist. Die monologische Verwendung von Sprache stellt einen Akt der Macht dar, wie sich am Beispiel Robinson Crusoes zeigt, der seinem späteren Freund den degradierenden Namen „Freitag“ gibt, während er selbst gottähnlich keinen Eigennamen trägt, sondern einfach nur „Herr“ genannt werden will. Die Benennung der Gegenstände erfolgt durch den „Herr“, er ordnet durch die Namensgebung die Welt, wodurch ihm ein Verständnis des Anderen als etwas Fremdes völlig verwehrt bleibt, da er dessen Fremde nicht über eine monologische Sprache überwinden kann.¹⁰³ Dasselbe Problem findet sich in der Literatur, wenn der/die AutorIn, wie auch der/die LeserIn gezwungen ist, die Dialogizität der Sprache eines literarischen Werks mitzudenken. Ein Interpretieren ist nur möglich, wenn sich der/die Interpretierende darüber bewusst ist, aus welchem Hintergrund heraus ein Werk entstanden ist, woher der/die AutorIn seine/ihre Sprache bezieht und an wen er/sie sein/ihr Werk richtet.

Literatur darf jedoch nicht nur als das Fremde betrachtet werden, das es zu erkennen gilt, sondern auch als eine Reaktion auf das Fremde. Durch die Strukturierung des Fremden innerhalb eines Werks wird dieses einsichtiger und leichter verständlich. Weiters objektiviert der/die AutorIn das Eigene, indem dieses für andere verständlich dargestellt

¹⁰¹ Ebd. S. 174 -176.

¹⁰² Ebd. S. 185.

¹⁰³ Vgl.: Obendiek, Edzard: Der lange Schatten des babylonischen Turmes. Das Fremde und der Fremde in der Literatur. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 2000. S. 168.

werden muss. Es kommt zu einer Angleichung des Eigenen an das Andere, die über die Schwelle des Fremden in Form der Dialogizität der Sprache funktioniert. Diese Angleichung macht es für den/die AutorIn möglich, sich selbst objektiver zu betrachten, wie das auch dem /der LeserIn über einen fremden Text, in dem Teile des Eigenen entdeckt werden, möglich ist. Man fühlt sich an Simmel erinnert, der im Fremden einen Garant für Objektivität sieht.¹⁰⁴ Diese Objektivität kann noch weiter über die Technik der „Verfremdung“ vergrößert werden, wie sie sich bei Brecht findet, indem Bekanntes aus dessen Rahmen gelöst und wieder zu etwas Unbekanntem wird, über das es sich lohnt nachzudenken.¹⁰⁵ „Die Verfremdung nimmt den Verhältnissen, deren Endgültigkeit in Wahrheit Schein ist und die nur die Entfremdung des Menschen verkörpern, den Stempel des Vertrauten, der sie heute vor dem Eingriff bewahrt.“¹⁰⁶ Die Verfremdung in der Literatur und noch allgemeiner in der Kunst soll wachrütteln und aufschrecken, um Vorurteile über schon Bekanntes aus dem Weg zu räumen und einen klareren Blick darauf werfen zu können.

Durch die Verfremdung im Besonderen, aber auch schon durch das Schaffen von Kunst im Allgemeinen, kommt es zu einer Konkretisierung des Ichs des/der Künstlers/in. Die Konkretisierung bewirkt ihrerseits eine Verschönerung des Nicht-Ichs nach den Wunschvorstellungen des Ichs. Das Ich trägt sozusagen sein Eigenes in das Fremde, um dieses dadurch zu verkleinern und versucht dadurch den Antagonismus zwischen Welt und Ich zu vermindern. Das Kunstwerk wird allerdings im Moment seiner Fertigstellung zu einem Teil des Nicht-Ichs, das niemals, vor allem nicht vom/von der KünstlerIn selbst, völlig verstanden werden kann, wodurch ein Gefühl des Unbehagens auslöst wird, das als andauernder Trieb Kunst zu schaffen gesehen werden kann.¹⁰⁷ Dieser Trieb kann niemals befriedigt werden, da er sich aus der Wechselwirkung zwischen Nicht-Ich und Ich speist. In beiden sind sowohl fremde als auch nicht-fremde Bereiche zu finden, die eine Auflösung in einem einzigen Kunstwerk unmöglich machen. Es geht vielmehr darum, durch das Kunstwerk das schon bekannte Eigene zu objektivieren und dadurch auch gleichzeitig das Fremde, das das Eigene umgibt einzuschränken, aber auch das unbekannte Eigene an die Oberfläche zu holen, um sich seiner bewusst zu werden und es erkennen zu können. Dasselbe Problem findet sich in der Dialogizität der Sprache, die sämtliches

¹⁰⁴ Vgl.: Kapitel 2.1.6. Das Fremde in der Soziologie. S. 37.

¹⁰⁵ Vgl.: Landmann, Michael: Das Fremde und die Entfremdung. In: Entfremdung. H. v. Heinz-Horst Schrey. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1975. S. 188.

¹⁰⁶ Ebd.

¹⁰⁷ Vgl.: Boesch E. Ernst: Das Fremde und das Eigene. In: Psychologie interkulturellen Handelns. Hrsg. v. Alexander Thomas. Göttingen: Verlag für Psychologie 1996. S. 99.

sprachliches Schaffen zwischen den Bereichen des Fremden und des Eigenen aufspannt. Insbesondere bei literarischen Werken muss sich die Hermeneutik, um ihrer Aufgabe des Interpretierens nachkommen zu können, auf den Aspekt des Fremden im zu Interpretierenden, aber auch im Interpretieren selbst einlassen, um dieses verstehen zu können. Nur dadurch sind Analogien herstellbar, die es möglich machen, das Eigene im Fremden aber auch das Fremde im Eigenen verstehen zu können. Jedoch muss sich der Mensch immer bewusst sein, dass das Fremde niemals völlig auflösbar sein wird, sondern eine Grundlage des Menschseins an sich bildet, wie dies auch das Schaffen von Kunst ist. Kunst kann somit als eine Reaktion auf die Unverständlichkeit der Welt gesehen werden und so ist „die Erfahrung des Fremden konstantes Motiv der europäischen Literatur und die Unterscheidung des Eigenen und Fremden eine anthropologische Konstante.“¹⁰⁸

¹⁰⁸ Wierlacher, Alois: Mit fremden Augen oder: Fremdheit als Ferment. Überlegungen zur Begründung einer interkulturellen Hermeneutik deutscher Literatur. In: Hermeneutik der Fremde. Hrsg. v. Dietrich Krusche u. Alois Wierlacher. München: Iudicium 1990. S. 51.

2.1.5. Das Fremde in der Gender-Forschung

Das Fremde ist, wie im bisherigen Teil gezeigt wurde, niemals natürlich vorhanden, sondern unterliegt immer einer Konstruktion, wie sie sich in einem räumlichen, kulturellen oder sozialen Kategoriendenken findet. Eine weitere Kategorie ist die Differenz zwischen den Geschlechtern, die man als eine biologische Differenzierung definieren kann. Im europäischen Raum, der patriarchal geprägt ist, wird die Frau, sobald sie aus ihrer männlich definierten Rolle heraustritt, als Fremde erlebt. Kommt dabei zum Geschlecht noch eine weitere Kategorie wie die räumliche oder kulturelle Fremde hinzu, dann wird das Eigene des Patriarchats als massiv bedroht wahrgenommen.¹⁰⁹ Welche Möglichkeiten gefunden werden können, wie man/n mit dieser Bedrohung umgehen kann, wird zu einem späteren Zeitpunkt noch näher gezeigt werden.

In der europäischen Geistesgeschichte finden sich zahlreiche Zuschreibungen der Frau, die auch dem Fremden zugeschrieben wurden. Julia Kristeva zeigt, dass die ersten Fremden „die zu Beginn unserer Kultur in Erscheinung treten“¹¹⁰, Frauen waren. Das Fremde in seiner Verschränkung mit der Frau wird in diesem Fall durch die Danaiden verkörpert. Auf die Überschneidungen der Frau mit dem Fremden und ihre wichtige Rolle für die Aufklärung weisen auch Horkheimer und Adorno in ihrer Dialektik der Aufklärung hin.¹¹¹ Die AutorInnen der Aufklärung postulierten die Gleichheit aller Menschen, gleichzeitig kam es aber zum „faktische[n] Ausschluß der Frauen und der kolonisierten Völker im Namen ihrer ‚Natur‘, was auf Ähnlichkeiten in der diskursiven Konstruktion von ‚Frauen‘ und ‚Wilden‘ verweist“¹¹². Der Frau wurde von einer männlich geprägten Kultur vorgeworfen, deren Gegenteil zu verkörpern. Während der Mann sich als Verkörperung der Kultur und der Vernunft sah, beschrieb er die Frau als Naturwesen, das nicht von Vernunft, sondern von Irrationalität gesteuert wird. Tzvetan Todorov zeigt, dass die aristotelische Trennung zwischen männlich/weiblich durchaus auch im Bereich des Fremden zu finden ist. Es kommt zu einer Gleichsetzung der Frau mit *Wildheit*, *Maßlosigkeit*, *Materie*, *Körper*, *Begierde* und dem Adjektiv *böse*, während der Mann mit *Mensch*, *Sanftmut*, *Mäßigung*, *Form*, *Seele*, *Vernunft* und dem Adjektiv *gut* gleichgesetzt

¹⁰⁹ Larcher, Dietmar: Liebe in den Zeiten der Globalisierung. Konstruktion und Dekonstruktion von Fremdheit in interkulturellen Paarbeziehungen. Klagenfurt: Drava 2000. S. 138.

¹¹⁰ Kristeva, Julia: Fremde sind wir uns selbst. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1990. S. 51.

¹¹¹ Uerlings, Peter: Das Subjekt und die Anderen. Interkulturalität und Geschlechterdifferenz vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Berlin: Erich Schmidt 2001. S. 28.

¹¹² Ebd. S. 29.

wird.¹¹³ Weitere Zuschreibungen der Frau sind die Irrationalität bei Aristoteles, die Sündhaftigkeit in der Bibel, die passive Unterwürfigkeit bei Rousseau und die Einfühlsamkeit bei Kant. Sämtliche dieser Begriffe finden sich auch in den Beschreibung des Fremden, der als Bedrohung des Eigenen erlebt wird, im selben Maß aber auch zur Bildung dieses Eigenen benötigt wird.¹¹⁴ „Die Zusammenhänge zwischen kultureller und sexueller Differenz werden in der patriarchalen Kultur zur Stabilisierung eigener Interessen herausgebildet. Sie sind einem Subjekt verpflichtet, das im Blick auf das Andere seine eigene Identität sucht und behauptet.“¹¹⁵

Einen zweifelhaften Meilenstein in der Betrachtung der Frau als fremdes Wesen bildet sicherlich Otto Weiningers Werk „Geschlecht und Charakter“. Er schreibt: „W [Anm.: die Frau] ist nichts als Sexualität, M [Anm.: der Mann] ist sexuell und noch etwas darüber.“¹¹⁶ Dem Mann ist es möglich seinen sexuellen Erregungszustand abzubauen und sich anderen Dingen wie der Wissenschaft, Politik oder Religion zu widmen, die Frau hingegen strebt immer nur nach der Verlängerung und Steigerung ihres Sexualtriebs, wodurch es ihr unmöglich wird, kulturelle Leistungen zu erbringen. Hier zeigt sich deutlich, wie von Weininger versucht wird, das Eigene des Mannes durch das Fremde der Frau zu konstruieren, die sich vom Mann durch einen Mangel unterscheidet. Weininger weist aber auch darauf hin, dass es weder völlige Männer noch völlige Frauen gibt, sondern diese immer als Mischwesen zu betrachten sind. Er sieht den Menschen als Doppelwesen und sich selbst als den Obsthändler, der das Obst in Äpfel und Birnen unterteilt.¹¹⁷ Hier kommt es zu einer Form der Selbstverdoppelung,

wenn das, was sich vom anderen unterscheidet, aus der Unterscheidung entspringt, so dass das, was sich unterscheidet, von vornherein kontaminiert ist durch das, wovon es sich unterscheidet. Ein Mann, der zum Mann wird, indem er sich von der Frau unterscheidet, hat etwas von dem, was er in der Frau sucht. Das gleiche gilt umgekehrt und auf andere Weise für die Frau, es gilt auch für das Verhältnis von Eltern und Kindern oder für die Differenz zwischen eigener und fremder Kultur.¹¹⁸

Eine Definition des Fremden ist somit auch immer eine Definition des Eigenen, das Feststellen eines Mangels im Fremden ist somit auch immer ein Feststellen eines Mangels

¹¹³ Todorov, Tzvetan: Die Entdeckung Amerikas. Das Problem des Anderen. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1985. S. 185. [=Edition Suhrkamp 213]

¹¹⁴ Vgl.: Hölz, Karl: Spiegelung des Anderen in der Ordnung der Kulturen und Geschlechter. In: Beschreiben und Erfinden. Hrsg. v. Karl Holz, u.a. Frankfurt am Main: Peter Lang 2000. S. 7.

¹¹⁵ Ebd.

¹¹⁶ Weininger, Otto: Geschlecht und Charakter. 19. unveränderte Auflage. Wien, Leipzig: Braunmüller 1920. Elektronische Aufbereitung 2001 durch Hans Babendreyer. S. 108.

¹¹⁷ Vgl.: Waldenfels, Bernhard: Sinnesschwellen. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1999 (=Studien zur Phänomenologie des Fremden 3). S. 33.

¹¹⁸ Ebd. S. 34.

im Eigenen. Auf diesen Mangel wird mit Angst reagiert, für die es positive und negative Möglichkeiten der Auseinandersetzung gibt.

Die positive Möglichkeit ist, sich mit dem Mangel auseinanderzusetzen und zu versuchen ihn zu überwinden. Ist dies passiert, wird auch das Fremde, das sich durch ebendiesen Mangel definiert, nicht mehr als beängstigend wahrgenommen.

Die negative Herangehensweise besteht in der Ausgrenzung des Mangels, der daraufhin nur mehr am Fremden festgestellt wird und somit leichter bekämpfbar ist. Eine weitere Möglichkeit ist die „Verbiederung“ des Fremden, bei der so getan wird, als sei man mit allem vertraut. Hierbei kommt es zu keinerlei Auseinandersetzung mit Fremden, sondern dieses wird einfach ignoriert, indem es verniedlicht wird oder an die Ansprüche des Eigenen angepasst wird. Ein gutes Beispiel hierfür wird durch die *Kronen Zeitung* geliefert, bei der die weibliche Sexualität täglich durch ein weibliches nacktes Fotomodel unterlaufen wird. Das Fotomodel hat aber noch eine weitere Eigenschaft, die hier von besonderer Bedeutung ist. Sie stammt immer aus dem fremdsprachigen Ausland.¹¹⁹ Die Angst vor der weiblichen Sexualität wird hier auf zweierlei Weise überwunden. Sie wird einerseits durch die Art des Aktfotos verniedlicht, andererseits wird die sexualisierte Frau selbst ins Ausland verbannt, wo sie zwar erreichbar bleibt, ihre Eigenschaften aber an den „eigenen“ Frauen nicht festgestellt werden müssen. „Das Verhältnis des Mannes der dominanten Kultur zu den ‚eigenen‘ Frauen einerseits und zu den ‚fremden‘ Frauen andererseits spiegelt die Asymmetrie zwischen Kulturen.“¹²⁰

Die Mängel, die an der eigenen Kultur und am eigenen Geschlecht erlebt werden, befinden sich mittels der Definition des Fremden über das Eigene in einer unbedrohlichen Ferne.

Dietmar Larcher nennt vier Modelle¹²¹, wie mit Differenz umgegangen werden kann.

Beim *Vernichtungsmodell* geht es darum, das Fremde gewaltsam durch Genozide oder ethnische Säuberungen auszulöschen. Im Bezug auf die Differenz zwischen den Geschlechtern bedeutet dies, dass im Fall Europas der Frau der Zugang zur Macht unterbunden wird. Sie wird als Fremde zwar in der Gesellschaft geduldet, darf aber nicht auf diese einwirken. Hier kam es in den letzten Jahrzehnten durch das Einwirken des Feminismus zu einer leichten Veränderung der Gesellschaft, aber noch immer finden sich Frauen selten in höheren Positionen.

¹¹⁹ Vgl.: Larcher, Dietmar: *Liebe in den Zeiten der Globalisierung. Konstruktion und Dekonstruktion von Fremdheit in interkulturellen Paarbeziehungen*. Klagenfurt: Drava 2000. S. 138-140.

¹²⁰ Müller-Funk, Wolfgang: *Kakanien revisited. Über das Verhältnis von Herrschaft und Kultur*. In: *Kakanien revisited. Das Eigene und das Fremde (in) der österr.-ungarischen Literatur*. Hrsg. v. Wolfgang Müller-Funk. Tübingen: Francke 2002. S. 26.

¹²¹ Vgl.: Larcher, Dietmar: *Liebe in den Zeiten der Globalisierung. Konstruktion und Dekonstruktion von Fremdheit in interkulturellen Paarbeziehungen*. Klagenfurt: Drava 2000. S. 150-167.

Schafft es eine Frau trotz der gesellschaftlichen Hürden eine Machtposition zu erreichen, kommt das zweite Modell, das *Assimilationsmodell* zum Tragen. Hierbei wird das Fremde dem Eigenen gleichgemacht. An der Frau werden dann Attribute festgestellt, die normalerweise als „typisch männlich“ bezeichnet werden. Die Frau wird mehr männlich als weiblich wahrgenommen und somit in den Kreis der Männer überführt, wodurch sie nicht mehr als fremd wahrgenommen wird.

Im dritten, dem *multikulturellen Modell*, wird das Fremde akzeptiert, solange es sich in einer gewissen Distanz zum Eigenen befindet. Dieses Modell eignet sich für Personen, von denen die ersten beiden Modelle wegen der ihnen innewohnenden Gewalt abgelehnt werden, die aber den ständigen Kontakt mit dem Fremden trotzdem scheuen. Das Fremde wird zwar akzeptiert, aber nur solange es sich nicht mit dem Eigenen vermischt oder dieses gar in Frage stellt. Ein Zusammenleben ist möglich, allerdings kommt es zu keiner Durchmischung, sondern die verschiedenen Gruppen leben isoliert nebeneinander.

Wie vorher schon erwähnt wurde, finden sich aber auch Wege, um sich positiv mit dem Fremden auseinanderzusetzen. Ein wichtiger Schritt hierbei ist sicherlich, sich dem Fremden zu öffnen und mit ihm in Kontakt zu treten. Dieser Kontakt muss allerdings auf einer Basis der Gleichberechtigung erfolgen.

Bernhard Waldenfels weist darauf hin, dass die Differenz zwischen den Geschlechtern im gemeinsamen Gespräch aufgehoben ist. Durch das Sprechen miteinander und das Sprechen übereinander ist es nicht möglich die geschlechterspezifische Personalpronomen *er* und *sie* zu verwenden, sondern nur mehr ein sprechendes *ich* und ein angesprochenes *du*. Hier wird über den Dialog in einer gemeinsamen Sprache die Geschlechterdifferenz ausgeschaltet.¹²² Beim *interkulturellen Modell* kommt es durch den Dialog zu einer sozialen, politischen und ökonomischen Gleichberechtigung. Der entscheidende Unterschied zum dritten Modell findet sich im Begriff *Inklusion*, der besagt, dass das Fremde in das Eigene einbezogen wird, ohne dass es zu einer Uniformität, sondern vielmehr zu einer fortschreitenden Individualisierung und Differenzierung kommt.

Durch das interkulturelle Modell kann es gelingen, die europäische Denktradition, in der die Frau als Mängelwesen gesehen wird, hinter sich zu lassen und zu begreifen, dass ein Mangel, der vom Eigenen am Fremden festgestellt wird, immer auch im Eigenen selbst zu finden ist. Dieser Mangel kann einerseits „verbiedert“ werden, wie dies in der *Kronen Zeitung* passiert, er kann aber auch aggressiv bekämpft oder einfach verdrängt werden; doch die einzig positive Möglichkeit ist, sich mit dem Mangel auseinanderzusetzen und zu

¹²² Waldenfels, Bernhard: Grenzen der Normalisierung. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1998 (=Studien zur Phänomenologie des Fremden 2) S. 171.

versuchen, ihn zu überwinden. Diese Auseinandersetzung erfolgt über einen Dialog, in dem die Geschlechtergrenzen durch ein geschlechtsneutrales *ich* und *du* aufgehoben sind. Nur so ist ein *interkulturelles Modell*, wie es von Larcher vorgeschlagen wird, möglich, denn nur so ist eine Inklusion des Fremden in das Eigene möglich, ohne dass es zur Uniformität des Menschen kommt.

2.1.6. Das Fremde in der Soziologie

Geht man von der Idee der Gleichheit aller Menschen und ihrem Recht auf Freiheit aus, dann wird der Umgang mit dem Fremden zum Prüfstein einer Gesellschaft. Zygmunt Baumann weist darauf hin, dass die Position in der sozialen Hierarchie einer Stadt dadurch gemessen werden kann, wie stark die Beschränkung auf ein einziges Gebiet innerhalb der Stadt vermieden werden kann und die sogenannten „No-go-Gebiete“ umgangen werden können. Diese Gebiete machen es möglich das Fremde so auszugrenzen, damit es zu keinerlei Konfrontation mit diesem kommt. „Für die Glücklichen, die sich außerhalb bewegen, sind es Nicht-hineingeh-Viertel; für die dort Lebenden Nicht-hinausgeh-Viertel.“¹²³ Die Freiheit der Bewohner der No-Go-Gebiete wird von außen beschränkt, da es ihnen unmöglich gemacht wird, ihren Bereich des Eigenen zu verlassen, während es den Bewohnern außerhalb der Gebiete freisteht diese zu betreten und sich mit dem Fremden konfrontiert zu sehen. Die Freiheit des Menschen existiert somit nur einseitig, da der Mensch sich ansonsten dem Fremden schutzlos ausgeliefert sehen würde.¹²⁴

Das zentrale Problem unserer Zeit ist, wie wir diese Polyphonie in Harmonie umgestalten und sie daran hindern, in Kakophonie auszuarten. Harmonie bedeutet nicht Gleichförmigkeit: Es handelt sich immer um ein Zusammenspiel mehrerer verschiedener Motive, von denen jedes eine eigene Identität behält und mithilfe und dank dieser die gemeinsame Melodie mitträgt.¹²⁵

In der globalisierten Gesellschaft ist eine immer weiter fortschreitende Entfremdung zu bemerken, die dazu führt, dass sich der Mensch immer weiter in seinen Privatraum zurückzieht. Die Gesellschaft besteht aus vereinzelt Individuen, die einander als fremd empfinden, aber durch ihren Egoismus gezwungen sind zusammenzuhalten. Dieser Entwicklung des Menschen steht sein Bedürfnis im Weg, sich als Angehöriger einer Gruppe zu empfinden, denn die grenzenlose Freiheit der Globalisierung mit ihrer Auflösung der nationalstaatlichen Grenzen bedeutet im selben Maß auch eine grenzenlose Fremde, mit der sich der Mensch konfrontiert sieht. Möglichkeiten, wie gegen das grenzenlose Fremde angekämpft werden kann, bieten globale Jugendkulturen, die sich an standardisierten Produkten erfreuen. Es kommt zur Produktion von künstlichen

¹²³ Baumann, Zygmunt: Vereint in Verschiedenheit. In: Trennlinien. Imagination des Fremden und Konstruktion des Eigenen. Hrsg. v. Josef Berghold u.a. Klagenfurt: Drava 2000. (=Publikationsreihe des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur zum Forschungsschwerpunkt Fremdenfeindlichkeit 3). S. 41.

¹²⁴ Ebd. S. 40-46.

¹²⁵ Ebd. S. 45.

Kulturräumen, die von einem geografischen Kulturkreis losgelöst betrachtet werden müssen. Beispiele hierfür sind das Internet, aber auch die Konstruktion von Erlebniswelten, wie dies in Dubai in bisher unerreichtem Ausmaß passiert. Im Internet kann sich der individualisierte Mensch über spezielle Seiten sowie Internetforen ein Gefühl der Gruppenzugehörigkeit und somit eine Abgrenzung gegen das globalisierte Fremde aufbauen. Bei der Erlebniswelt in Dubai kommt es zu einem umgekehrten Effekt. Hier wird der Versuch unternommen, die Welt in ihrer Gesamtheit zu simulieren. Der Mensch hat die Möglichkeit die „wichtigsten Sehenswürdigkeiten“ der Menschheit in kürzester Zeit zu besichtigen. Es wird ein inter- und gleichzeitig intrakultureller Raum erschaffen, wodurch beim Mensch über die Simulation ein Gemeinschaftsgefühl erzeugt wird. Dieses Gefühl speist sich aus der Erfahrung, dass sich der Mensch durch seine kulturelle Verschiedenheit, die doch innerhalb eines gewissen künstlichen Raums kombinierbar ist, vereint fühlt. Der Mensch wird mit dem Fremden in einem Rahmen konfrontiert, der sein Eigenes nicht gefährdet. Das Fremde wird als eine Welt erlebt, in der es keine Geheimnisse und Überraschungen gibt.¹²⁶ „Für viele Leute, die in die Freiheit geworfen wurden, ohne gefragt zu werden, ist das Angebot einer «großen Simplifizierung» verlockend und schwer abzulehnen.“¹²⁷ Hier kann von einer zweiten „Revolution der Sesshaftwerdung“¹²⁸ gesprochen werden. Während es bei der ersten Revolution der Sesshaftwerdung um eine „nachhaltige Identitätssicherung gegenüber dem Fremden“¹²⁹ und um ein „bewusstes Umgehen mit einem begrenzten Raum“¹³⁰ ging, kommt es hier zu einem bewussten Umgehen des unbegrenzten Raums. Es kann nicht mehr zu einer Auseinandersetzung mit dem Fremden kommen. Jürgen-Phillip Furtwängler vertritt die These, dass die Konfrontation des prähistorischen Menschen mit der ihn umgebenden Fremde dazu führte, dass dessen Gehirn sich so entwickelte, dass es zur „kulturellen Evolution“ kommen konnte.¹³¹

Heute ist die Wertschätzung des Fremden als kultureller Impulsgeber

vor allem in der Literatur und bei Intellektuellen anzutreffen. Die Wertschätzung des Fremden durch die beiden Sozialgruppen hängt sicherlich mit deren Einschätzung von Initiativkraft und mit der Erfahrung zusammen, dass das Fremde

¹²⁶ Vgl.: Gimesi, Thomas: Die Ausnahme ist Regel. Über die Einschränkung individueller Rechte im Namen der „Sicherheit“. In: Das Fremde im Raum. Hrsg. v. Thomas Gimesi u. Werner Hanselitsch. Wien: Lit 2007. S. 53-85.

¹²⁷ Ebd. S. 39.

¹²⁸ Braun, Bernhard: Inmitten mediterraner Ladies. Wie die Vernunft in Europa heimisch wurde. In: Das Fremde im Raum. Hrsg. v. Thomas Gimesi u. Werner Hanselitsch. Wien: Lit 2007. S. 3.

¹²⁹ Ebd.

¹³⁰ Ebd.

¹³¹ Vgl.: Furtwängler, Jürgen-Phillip: Das Fremde. In: Den Fremden gibt es nicht. Xenologie und Erkenntnis. Münster: LIT-Verlag 2004. S. 190.

als das Unerwartete und unbekannte nicht nur als feindlich und bedrohlich, sondern vor allem als freundlich und stimulierend erlebt werden kann.¹³²

Eine zentrale Beschäftigung des Menschen ist das Übertragen des Fremden in eine künstliche Ordnung. Ein Beispiel hierfür findet sich in der Gartenkultur, bei der die Wildnis der Natur eingedämmt wird, indem die Natur in Nutzpflanzen und in Unkraut kategorisiert wird. Die Nutzpflanzen werden vom Menschen als nützlich betrachtet, während das Unkraut bekämpft werden kann und es auch keiner weiteren Unterkategorisierung bedarf wie sie bei den Nutzpflanzen vorzufinden ist.¹³³ „An dem einen Pol wird Fremdheit (und Verschiedenheit ganz allgemein) weiter als Quelle angenehmer Erfahrung und ästhetischer Befriedigung konstruiert werden, an dem anderen bedeuten die Fremden die furchteinflößende Verkörperung der Fragilität und Unsicherheit der *Conditio humana*.“¹³⁴

Hier finden sich die zwei Aspekte die das Fremde für die Soziologie interessant machen. Es geht einerseits um die Auseinandersetzung mit dem Fremden, andererseits versucht die Soziologie das menschliche Sein zu erfassen und es in Gesetzmäßigkeiten darzustellen.¹³⁵

Georg Simmel beschäftigte sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit der Rolle des Fremden in der Gesellschaft. Für ihn ist der Fremde der, „der heute kommt und morgen bleibt – sozusagen der potentielle Wandernde“¹³⁶ Der Fremde ist zwar in einem gewissen räumlichen Umfeld fixiert, er gehört aber nicht von Beginn an dazu, was dazu führt, dass er diesem Umfeld gewisse neue Qualitäten zuführt. Der Fremde weist den Charakter der Beweglichkeit auf, er lebt in einer „Synthese von Nähe und Ferne“¹³⁷. Diese Synthese ermöglicht es dem Fremden seinem Umfeld objektiv gegenüberzustehen, wobei hier „innezuwohnen“ ein treffender Ausdruck wäre, da der Fremde das Umfeld nicht passiv und von außen betrachtet, sondern ebenso daran teilnimmt. Ein weiterer wichtiger Aspekt ist, dass der Fremde niemals als ein Individuum betrachtet werden kann, da diese Sichtweise eine zu eingehende Beschäftigung mit ihm voraussetzen würde, die den

¹³² Wierlacher, Alois: Kulturwissenschaftliche Xenologie. Ausgangslage, Leitbegriffe und Problemfelder. In: Wierlacher, Alois: Kulturthema Fremdheit. Leitbegriffe und Problemfelder kulturwissenschaftlicher Fremdeheitsforschung. Hrsg. v. Alois Wierlacher. München: Iudicium 1993. S. 103f.

¹³³ Vgl.: Baumann, Zygmunt: Vom Nutzen der Soziologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2000. S. 82f.

¹³⁴ Baumann, Zygmunt: Vereint in Verschiedenheit. In: Trennlinien. Imagination des Fremden und Konstruktion des Eigenen. Hrsg. v. Josef Berghold u.a. Klagenfurt: Drava 2000. (=Publikationsreihe des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur zum Forschungsschwerpunkt Fremdenfeindlichkeit 3). S. 46.

¹³⁵ Vgl.: Girtler, Roland: Kulturanthropologie. Entwicklungslinien, Paradigmata, Methoden. München: Dtv 1979. S. 15.

¹³⁶ Simmel, Georg: Gesamtausgabe. Band 11. Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1992. S. 764.

¹³⁷ Ebd. S. 766.

Fremden aus seiner Rolle herauslösen würde. Der Fremde wird immer nur als ein gewisser Typus empfunden, also wieder in eine Ordnung überführt, die es dem Mensch ermöglicht sich mit Fremde auseinanderzusetzen.¹³⁸ Dieser Typus ist entgegen der Meinung Julia Kristevas losgelöst von Politik. Sie geht davon aus, dass es durch das politische System eines Landes und durch dessen Gesetzgebung zu einer Unterscheidung zwischen BürgerIn und Mensch komme. „Zwischen dem Menschen und dem Bürger klafft eine Wunde: der Fremde.“¹³⁹ Das politische System eines Landes trägt sicherlich zur Definition des Fremden bei, allerdings muss im Sinne der Globalisierung und einer Auflösung der nationalstaatlichen Grenzen davon ausgegangen werden, dass das Fremde durch die Bildung einer Gruppe, welche Grundlage diese auch immer haben sollte, definiert wird. Ein Verschwinden des Fremden bräuchte eine völlige Individualisierung des Menschen, der sich völlig alleine gelassen immer noch selbst fremd gegenüberstehen würde, wie im Kapitel „Das Fremde und die Psychoanalyse“ gezeigt wurde. Julia Kristevas Satz: „Das Fremde ist in mir, also sind wir alle Fremde. Wenn ich Fremder bin, gibt es keine Fremde.“ muss also einerseits zugestimmt, andererseits muss ihm widersprochen werden.

Der Fremde ist für Simmel eine soziale Konstante, eine formale Universalie, die ihren Ausdruck in einer formalen Beziehung findet, in der sich Selbst- und Fremdwahrnehmung auf spezielle Weise verschränken. [...] Für Simmel steht fest, dass es immer Fremde geben wird, auch wenn jeder individuelle Fremde durchaus seine Fremdheit verlieren kann oder ihr [sic] beraubt wird. Und die Begegnung mit dem Fremden dient in essentieller Weise dazu, die eigene Identität in Abhebung von der Alterität des Anderen herauszubilden.¹⁴⁰

Eine wichtige Erweiterung zu Simmels These, dass der Fremde der ist, der heute kommt und morgen bleibt, ist sicherlich, dass der Fremde genauso der sein kann, der heute bleibt und morgen geht. Der Fremde kann auch innerhalb einer Gruppe wahrgenommen werden, wie an den Beispielen des „Neureichen“ oder des „Emporkömmlings“ zu beobachten ist. Auch diese Personen werden als potentielle Wandernde wahrgenommen, allerdings kommen sie nicht zu einer Gruppe hinzu, sondern entfernen sich von ebendieser. Ihr Verhalten in der neuen Rolle wirkt peinlich und ungeschickt und erscheint wie eine satirische Übertreibung. Gegen sie wird mit einer besonderen Aggression, durch Witz und Spott, vorgegangen, denn in ihnen sehen sich die Gruppenmitglieder selbst in einem Zerrspiegel, der ihnen vor Augen führt, wie sie selbst außerhalb ihres gewohnten Umfelds

¹³⁸ Vgl.: Ebd. S. 764-771.

¹³⁹ Kristeva, Julia: Fremde sind wir uns selbst. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1990. S. 106.

¹⁴⁰ Wehlt, Christian: Die Kultur des Fremden. In: Verstehen und Verständigung. Ethnologie-Xenologie-Interkulturelle Philosophie. Hrsg. v. Wolfgang Schmied-Kowarzik. Würzburg: Königshausen & Neumann 2002. S. 43.

gesehen würden. Sie führen der Gruppe die eigenen Schwächen vor Augen und sind somit wieder ErzeugerInnen einer Objektivität, wie sie auch von Simmel festgestellt wurde.¹⁴¹

Das Fremde wird somit zum Prüfstein für die Gesellschaft, die sich entscheiden muss, ob sie das Fremde in Gebiete abschiebt, in denen es nicht mehr sichtbar ist und somit nicht Spiegel des Eigenen werden kann, oder ob sie das Fremde anerkennt und versucht, sich mit ihm auseinanderzusetzen. In dieser „Auseinandersetzung“ darf sie jedoch nicht versuchen, das Fremde in eine vorgefertigte Rolle zu pressen, sondern es muss vielmehr zu einem Wechselspiel zwischen dem Eigenen und dem Fremden kommen, aus dem etwas Neues entstehen kann. Dadurch kann das Fremde zu einem kulturellen Impulsgeber für eine Gesellschaft werden und dem Menschen im gleichen Maß helfen, dieser Gesellschaft objektiver gegenüber zu stehen.

¹⁴¹ Vgl.: Baumann, Zygmunt: Vom Nutzen der Soziologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2000. S. 85-87.

2.1.7. Versuch einer Begriffsbeschreibung

Der erste Teil dieser Arbeit näherte sich dem Begriff *Fremde* über unterschiedliche wissenschaftliche Perspektiven, allerdings gilt hierbei immer, „wenn wir Wachen und Schlafen vergleichen, so tun wir es als Wachende.“¹⁴² Das Fremde ist also immer nur durch einen Umweg über das Eigene zu definieren, da es immer im Bezug zum Eigenen gedacht werden muss, jedoch nicht nur dessen exaktes Gegenteil darstellt. „Das Fremde ist eine allgegenwärtige Qualität, unfassbar, weil umfassend, und kann immer nur den begrifflichen Horizont für die Beschreibung greifbarer Dimensionen und Phänomene sein.“¹⁴³ In diesem Kapitel werden nun die wichtigsten Punkte des Fremden zusammengefasst und bilden die Grundlage für den zweiten Teil dieser Arbeit, der sich mit dem Begriff *Fremde* in den Werken Ingeborg Bachmanns beschäftigt.

Das Fremde eröffnet dem Menschen die Chance, eine Brücke zwischen dem Ich und dem Nicht-Ich zu schlagen. Im Fremden findet sich nach Husserl die „bewährbare Zugänglichkeit des original Unzugänglichen“¹⁴⁴, wie sie auch in der Hermeneutik zu finden ist, wenn Dilthey schreibt: „Die Auslegung wäre unmöglich, wenn die Lebensäußerungen gänzlich fremd wären. Sie wäre unnötig, wenn in ihnen nichts fremd wäre.“¹⁴⁵ Sowohl die Welt als auch die Literatur sind von uns über die Schwelle des Fremden getrennt und zugleich durch ebendiese mit uns verbunden. Der Mensch muss das Fremde anerkennen und sich mit ihm auseinandersetzen, um das Fremde verstehen zu können. Das Fremde kann, laut Hegel, auch in der Liebe überwunden werden, bei der es zu einer Verdoppelung des Selbst in den Liebenden kommt, die sich in der Liebe wieder zu einem Einzigem vereinigen, allerdings verschwindet das Fremde niemals, es kann jederzeit wieder zu einem Prozess der Entfremdung zwischen den Liebenden kommen.

Hier muss kurz auf das Inzestverbot, das sich in fast allen Kulturen findet, verwiesen werden, das dafür Sorge tragen soll, dass der Mensch sich mit dem Fremden auseinandersetzen muss und nicht aus dem Eigenen der Familie ein neues Eigenes entstehen kann. Die Auseinandersetzung mit dem Fremden ist eine der wesentlichen Voraussetzungen des Menschseins.

¹⁴² Waldenfels, Bernhard: Grenzen der Normalisierung. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1998 (=Studien zur Phänomenologie des Fremden 2) S. 179.

¹⁴³ Obendiek, Edzard: Der lange Schatten des babylonischen Turmes. Das Fremde und der Fremde in der Literatur. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 2000. S. 13.

¹⁴⁴ Husserl, Edmund: Gesammelte Werke. Band 1. Cartesianische Meditationen und Pariser Vorträge. 2. Auflage. Haag: Martinus Nijhoff 1973. S. 144.

¹⁴⁵ Dilthey, Wilhelm: Gesammelte Schriften. Band 7. Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften. 2., unveränderte Auflage. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1958. S. 225.

Das Fremde findet sich nicht nur außerhalb des Menschen, sondern dieser steht sich auch immer selbst fremd gegenüber. Im Menschen, in seinen Trieben, aber auch in seinem Gewissen, das er durch die Erziehung und durch die moralischen Grundsätze der anderen Menschen erlernt hat, finden sich Teile des Fremden, die ihn oft verstören oder ängstigen. Die Triebenergie des Menschen wird von diesem oft als befremdend erlebt und bekämpft. Aber gerade in den Trieben steckt die Energie, die, wenn sie sublimiert wird, den Menschen zu seinen Kulturleistungen anspricht. Der Mensch muss sich seine eigene Natur Untertan machen, er muss lernen sich selbst zu beherrschen, um das Fremde überwinden zu können.

Das Fremde kann vor allem durch die Kunst überwunden werden, indem Strukturen des Ichs aber auch des Nicht-Ichs abstrahiert und anschließend dargestellt werden. Kommt es zu einem künstlerischen Fortschritt, so darf dieser niemals als ein Triebmangel, sondern muss vielmehr als ein Triebüberfluss gesehen werden. Durch das Schaffen von Kunst kommt es zu einer Konkretisierung des Eigenen im Anderen. Der/Die KünstlerIn verschönert durch die Darstellung seines/ihres Ichs im Kunstwerk das ihn umgebende Nicht-Ich. Im Moment der Fertigstellung des Kunstwerks ist dieses für immer vom/von der KünstlerIn getrennt und ein Teil des Nicht-Ichs, wodurch es niemals völlig verstanden werden kann. Es entsteht dadurch ein Gefühl des Unbehagens, das im andauernden Trieb mündet, ständig weiter Kunst zu schaffen, um irgendwann das perfekte Kunstwerk zu erschaffen, und somit das Fremde zu überwinden und völlig zu verstehen. Das Kunstwerk steht aber sowohl dem/der KünstlerIn als auch dem/der Interpretierenden immer fremd gegenüber. Im Kunstwerk findet der Mensch immer Teile des Eigenen, wie auch Teile des Anderen, die über die Schwelle des Fremden neu miteinander verknüpft werden.

Beschäftigt sich der Mensch mit dem Fremden, so beschäftigt er sich immer auch mit sich selbst. Am Umgang mit dem Fremden lässt sich sehr gut beobachten, wie ein Mensch zu sich selbst steht und sich selbst wahrnimmt. Lacan zeigt, dass die Entwicklung der menschlichen Ichs unter anderem auf die Konfrontation des Menschen mit seinem Spiegelbild zurückzuführen ist. Erst dadurch bekommt der Mensch eine Perspektive, wie er von außerhalb seiner selbst wahrgenommen wird, wodurch er eine eigene Persönlichkeit entwickeln kann. Im Spiegelbild bzw. dem Doppelgänger erscheint dem Menschen das Eigene als etwas Fremdes und es kommt zum Gefühl des Unheimlichen, wenn der Mensch auf eine sehr frühe Entwicklungsstufe zurückgeworfen wird, in der er noch nicht klar zwischen dem Ich und dem Nicht-Ich trennen konnte. Durch das Fremde ist der Mensch gezwungen, sich mit dem Eigenen zu beschäftigen. Er wird durch das Fremde auf sich

selbst zurückgeworfen. Dadurch wird das Fremde für den Menschen zu einer *conditio humana* und die Angst des Menschen vor dem Fremden erklärbar. Er ängstigt sich nicht vor dem Fremden, sondern vor dessen Verschwinden, da dadurch sein Eigenes zu einer endlosen Selbstbegegnung und zu einem unbegrenzten Eigenen verdammt wäre.

Es wäre keine Objektivität mehr möglich, wie sie vom Fremden garantiert wird. Während das grundsätzlich Andere nicht objektiv sein kann, da es zu keinerlei Überschneidung mit dem Eigenen, das natürlich auch nicht objektiv sein kann, kommt, steht das Fremde zwischen den beiden Polen des Eigenen und des Anderen. Es ist in beiden Polen zu finden und wird von ebendiesen konstruiert. Das Fremde kann durch seine Schwellenposition als Garant für Objektivität betrachtet werden. „«Der fremde Blick» - diese Formulierung kann wie ein Fokus wirken: wie nehme ich einen Gegenstand wahr, wie erfasse ich ihn und wie sind der Blick des Künstlers und Kunsttheoretikers, des Psychologen und des Ethnologen aufeinander zu beziehen?“¹⁴⁶

Beim Menschen ist der fremde Blick vor allem in Katastrophen- und Krisenzeiten möglich, da er in diesen Perioden zu einer Erschütterung des Eigenen kommt, wodurch der Mensch gezwungen ist, sich neu zu definieren und sich erneut mit sich selbst auseinanderzusetzen. Anlass zu dieser Auseinandersetzung kann auch eine Reise sein, denn „wer die Fremde erfährt, muss zu einem gewissen Grad auch sich selbst fremd werden.“¹⁴⁷ Jens Clausen macht darauf aufmerksam, dass es zwei verschiedene Fremderfahrungen, die antipodische und die relationale, gibt. Bei der antipodischen Fremderfahrung werden diejenigen Aspekte des Eigenen auf das Fremde projiziert, die vom Eigenen nicht anerkannt werden. Bei der relationalen Fremderfahrung werden hingegen das Fremde und das Eigene in eine Beziehung gesetzt, wodurch es möglich wird Unvertrautes zu erfahren und somit über das Eigene wie auch das Fremde zu reflektieren.¹⁴⁸

„In diesem Sinne reisen sie eigentlich nicht in die Fremde, sondern in das Eigene.“¹⁴⁹ Eine Reise kann als eine selbst gewählte Krisensituation gesehen werden, bei der es dem Menschen ermöglicht wird, sowohl der Welt als auch sich selbst objektiver gegenüberzustehen, da er sich aus dem gewohnten sozialen und gesellschaftlichen Rahmen herauslöst. Hier muss allerdings auch erwähnt werden, dass eine Reise in das unbekannte Fremde im 21. Jahrhundert nicht mehr in diesem Sinn möglich ist, da es durch die

¹⁴⁶ Heinrichs, Hans-Jürgen: Der fremde Blick oder Vom Hören und Sehen in Psychoanalyse, Ethnologie und Kunst. In: Heinrichs Hans-Jürgen: Fenster zur Welt. Positionen der Postmoderne. Frankfurt am Main: Athenäum 1989. S. 149.

¹⁴⁷ Clausen, Jens: Das Selbst und die Fremde. Über psychische Grenzerfahrungen auf Reisen. Bonn: Das Narrenschiff im Psychiatrie-Verlag 2007. S. 103.

¹⁴⁸ Ebd.

¹⁴⁹ Ebd. S. 105.

Globalisierung und die Entwicklung der Massenmedien zu einer Angleichung und Überlappung der verschiedenen Kulturen gekommen ist. Daher wird auch von vielen Reisenden in der Ferne etwas gesucht, das schon lange nicht mehr existiert, und die erhoffte Einsicht ins Eigene bleibt aus. Es kommt zu einer Selbstbelugung; daher „will der Reisende den Hochspannungsmast an der Transamazonika nicht wahrnehmen, er sucht den Gummibaum.“¹⁵⁰ Dasselbe Phänomen findet sich auch in der Erfahrung der Heimat, die vom Menschen als ein Rückzugsort konstruiert wird, in dem alles dem Eigenen und dessen Gefühlswelt entspricht. Durch das Verschwinden des Fremden kommt es auch zu einem Verschwinden der Heimat, denn während das Fremde heimatlicher geworden ist, ist die Heimat fremder geworden.

Der Mensch will „fremden“, wie er es schon als Kleinkind getan hat, er will sich aber auch an einen gesicherten Ort zurückziehen können. Wie beim Kleinkind, das beginnt, die Welt zu entdecken, erzeugt der Mensch auch später noch durch die Wiederholung und durch festgelegte Regeln ein Gefühl der Sicherheit, aber gleichzeitig empfindet er auch die Langeweile der ständigen Wiederholung. Das Fremde, das es kennenzulernen und zu erforschen gilt, erfüllt den Menschen mit Angst, aber auch mit Neugier. Er kann nun auf die Angst vor dem Fremden mit archaischen Abwehrmechanismen wie der Spaltung in *Gut* und *Böse* und der Projektion reagieren, er kann aber auch versuchen, dem Fremden offen gegenüberzustehen und es als Chance begreifen, Neues über die Welt und sich selbst zu erfahren und sich somit weiterzuentwickeln.

Die Welt wird für den Menschen über Analogien verständlich, wie sie sich im Fremden finden. Besonders in der Sprache sind diese Analogien von besonderer Wichtigkeit. Bachtin verweist auf die Dialogizität der Sprache, die niemals monologisch existieren kann, denn „im Grunde bewegt sich die Sprache [...] auf der Grenze zwischen dem Eigenen und dem Fremden.“¹⁵¹ In der Dialogizität der Sprache findet sich somit sowohl die Grenze zwischen Eigenem und Fremdem, als auch das Mittel erster Wahl, um das Fremde überhaupt verstehen zu können.

Im Dialog selbst ist es weiters möglich, die Geschlechterdifferenz auszuschalten, da kein geschlechterspezifisches *er* und *sie* verwendet werden muss. Im Gespräch kommt es zu einer völligen Gleichberechtigung, wie sie im *interkulturellen Modell* zu finden ist.¹⁵² Die

¹⁵⁰ Schneider, Peter: Die Botschaft des Pferdekopfs und andere Essays aus einem friedlichen Jahrzehnt. Darmstadt: Sammlung Luchterhand 1981. S. 16.

¹⁵¹ Bachtin, Michail M.: Die Ästhetik des Wortes. Hrsg. v. Rainer Gröbel. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1979. S. 185.

¹⁵² Vgl.: Larcher, Dietmar: Liebe in den Zeiten der Globalisierung. Konstruktion und Dekonstruktion von Fremdheit in interkulturellen Paarbeziehungen. Klagenfurt: Drava 2000. S. 150-167.

Gleichberechtigung der Frau ist in der europäischen Gesellschaft noch lange nicht erreicht und nur allzu oft wird die Frau mit dem Fremden gleichgesetzt und wie dieses bekämpft. Die Frau wird als fremdes Wesen konstruiert, das einer männlich geprägten Welt gegenübersteht, die in sich die Verkörperung des Geistes sieht, während die Frau als Naturwesen begriffen wird.

Der Kampf gegen das Fremde ist darauf zurückzuführen, dass Mängel im Eigenen festgestellt werden und diese Mängel wiederum nach außen projiziert werden, wo sie dann bekämpfbar sind oder verbiedert werden, indem das Fremde verniedlicht oder an das Eigene angepasst wird. Geht man jedoch von der Gleichberechtigung aller Menschen aus, so wird gerade der Umgang mit dem Fremden zum Prüfstein einer Gesellschaft, die sich durch die fortschreitende Globalisierung immer weiter verallgemeinert, in der es aber auch zugleich zu einer immer größeren Privatisierung kommt.

Die abschließende Frage, die es noch zu beantworten gilt, ist nun: Gibt es das absolute Fremde bzw. wird es dieses jemals geben?

Der Mensch ist sich selbst fremd, er steht allen anderen Menschen fremd gegenüber und auch die restliche Welt und alle ihre Vorgänge befremden ihn. Es finden sich jedoch in allen Bereichen auch Aspekte, die dem Menschen verständlich sind oder zumindest durch die Religion und Wissenschaft verständlich erscheinen.

Aber vielleicht ist es gerade die Subversion des dieses modernen Individualismus, der Moment, in dem der Staatsbürger als Individuum aufhört, sich als einheitlich zu betrachten und zu glorifizieren, und statt dessen seine Inkohärenzen und seine Abgründe, kurz: seine »Fremdheit«, entdeckt, von wo aus die Frage sich neu stellt: Nicht mehr nach Aufnahme des Fremden in ein System, das ihn auslöscht, sondern nach Zusammenleben dieser Fremden, von denen wir erkennen, dass wir alle es sind.¹⁵³

Die Frage nach dem absoluten Fremden ist demnach mit einem eindeutigen Nein zu beantworten, denn die Menschheit ist durch das Fremde nicht getrennt, sondern vereint, solange sie das Fremde anerkennt und nicht danach trachtet es auszulöschen, sondern vielmehr versucht es zu verstehen.

¹⁵³ Kristeva, Julia: Fremde sind wir uns selbst. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1990. S. 12.

2.2. Ingeborg Bachmanns Erzählungen

*Alle operierten sie also in zwei Welten und waren verschieden in beiden Welten, getrennte und nie vereinte Ich, die sich nie begegnen durften.*¹⁵⁴

2.2.1. Die Heimat in der Fremde

Die entfremdete Heimat und das Fremde, das zur Heimat wird, sind Motive, die sich in beinahe allen Prosatexten Ingeborg Bachmanns finden. Besonders hervorzuheben ist die Erzählung *Drei Wege zum See*, in der die entfremdete Heimat durchaus als Leit- und Zentralmotiv bezeichnet werden kann.

Elisabeth, die Protagonistin in *Drei Wege zum See*, ist eine „Frau, die sich wie ein Zwitter aus Gast und Mitbesitzerin fühlte“¹⁵⁵. Hier zeigt sich eine direkte Parallele zu Simmels Definition des Fremden „der heute kommt und morgen bleibt – sozusagen der potentielle Wandernde“¹⁵⁶. Der/Die Wandernde zwischen der Heimat und dem Fremden ist es auch, der/die in „Drei Wege zum See“, aber auch in zahlreichen anderen Erzählungen eine zentrale Rolle einnimmt.

Elisabeth lebt zwischen zwei Welten. Sie stammt, wie auch Bachmann selbst, aus Kärnten, lebt aber durch ihren Beruf als Fotografin in Großstädten wie New York oder Paris. Mit ihrer Heimat ist sie durch ihren Pass verbunden, doch auch dies ist nur mehr auf einen Zufall zurückzuführen, „weil Elisabeth damals in Amerika es zu anstrengend fand, sich durch umständliche Ansuchen und Verfahren in eine Amerikanerin zu verwandeln“¹⁵⁷. Elisabeth ist eine potentielle Wandernde, die ständig zwischen den Polen des Fremden und der Heimat hin- und herwechselt und nie zur Ruhe kommen kann, da sie sowohl in der Heimat das Fremde findet, als auch das Fremde als zwangsläufige Heimat betrachtet. Sie verkörpert den modernen Menschen, der in einer Welt umherirrt, die einerseits durch nationalstaatliche Grenzen definiert ist, in der es aber andererseits auch zu einer kulturellen

¹⁵⁴ Die Werke Bachmanns werden im laufenden Text mit Titel, Bandangabe und Seitenzahl nach der Werkausgabe ihrer Werke zitiert. Bachmann, Ingeborg: Werke. Hrsg. v. Christine Koschel, Inge von Weidenbaum und Clemens Münster. München: Piper 1978. Bachmann, Ingeborg: Unter Mördern und Irren. Band 2. S. 171.

¹⁵⁵ Bachmann, Ingeborg: *Drei Wege zum See*. Band 2. S. 396.

¹⁵⁶ Simmel, Georg: Gesamtausgabe. Band 11. Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1992. S. 764.

¹⁵⁷ Bachmann, Ingeborg: *Drei Wege zum See*. Band 2. S. 399.

Angleichung kommt. „Die Gänge der Elisabeth Matrie zeichnen auf, daß sie überall in der Fremde ist. [...]. Die Fremde ist Identitätsmerkmal, Kennzeichen der Heldin.“¹⁵⁸

Elisabeth hat „sich zwar in die Fremde gerettet“¹⁵⁹, andererseits sehnt sie sich nach der Heimat, „sie wollte weg und nachhause, sie wollte in den Wald und zum See“¹⁶⁰. In ihrer Liebe zu Franz Joseph Trotta wird das Motiv des rastlosen Umherirrens noch weiter vertieft, denn „Franz Joseph war in Paris nicht zuhause und dann zuletzt in Wien auch nicht, bestimmt nicht, denn er hat immer gerne paradoxe Dinge gesagt, am häufigsten, er sei exterritorial“¹⁶¹.

Franz Joseph Trotta ist eine Figur, die sich in der Zeit geirrt hat.¹⁶² „Es könne der Ururenkel des Helden von Solferino sein.“¹⁶³ Hier, wie auch beim heimatlichen Straßennamen *Radetzkystraße*, findet sich ein Verweis auf Joseph Roths Romane *Radetzkymarsch* und *Die Kapuzinergruft*, in denen der Untergang des Habsburgerreichs als Heimat vieler Völker anhand der Familie Trotta beschrieben wird.¹⁶⁴ Die Völker der Habsburgermonarchie lebten im Haus Österreich zusammen.

Die politische und kulturelle Eigenart Österreichs - an das man übrigens nicht in geographischen Kategorien denken sollte, weil seine Grenzen nicht geographisch sind - scheint mir viel zu wenig beachtet zu werden. [...] Die Österreicher haben an so vielen Kulturen partizipiert und ein anderes Weltgefühl entwickelt als die Deutschen.¹⁶⁵

Bachmann sieht im Haus Österreich eine denkbare Utopie, die sie dem Gedanken des Nationalstaates gegenüberstellt, der dem Menschen nicht zur Heimat werden kann. Elisabeth erfährt „widerstrebend ihr eigenes, herkunftsbedingtes Heimatrecht im „Haus Österreich“ und damit jenen bisher unbewußten Wesenszug ihrer Individualität, der deren wahre Entfaltung in der geschichtsblinden Konsumgesellschaft unmöglich macht.“¹⁶⁶

¹⁵⁸ Meise, Helga: Topographien. Lektürevorschläge zu Ingeborg Bachmann. In: Text und Kritik. Sonderband Ingeborg Bachmann. Hrsg. v. Heinz Ludwig Arnold. München: edition text + kritik 1984. S. 95.

¹⁵⁹ Bachmann, Ingeborg: Drei Wege zum See. Band 2. S. 399.

¹⁶⁰ Ebd. S. 407.

¹⁶¹ Ebd. S. 475.

¹⁶² Vgl.: Meise, Helga: Topographien. Lektürevorschläge zu Ingeborg Bachmann. In: Text und Kritik. Sonderband Ingeborg Bachmann. Hrsg. v. Heinz Ludwig Arnold. München: edition text + kritik 1984. S. 103.

¹⁶³ Bachmann, Ingeborg: Drei Wege zum See. Band 2. S. 433.

¹⁶⁴ Eine umfassende Darstellung findet sich in: Dippel, Almut: „Österreich - das ist etwas, das immer weitergeht für mich“. Zur Fortschreibung der „Trotta“-Romane Joseph Roths in Ingeborg Bachmanns „Simultan“. St. Ingbert: Röhrig 1995.

¹⁶⁵ Bachmann, Ingeborg: Wir müssen wahre Sätze finden. Hrsg. v. Christine Koschel u. Inge von Weidenbaum. München: Piper 1983. S. 11f.

¹⁶⁶ Pichl, Robert: Verfremdete Heimat. Heimat in der Verfremdung. Ingeborg Bachmanns ‚Drei Wege zum See‘ oder die Aufklärung eines topographischen Irrtums. In: Begegnungen mit dem „Fremden“: Grenzen – Traditionen – Vergleiche. Akten des VIII. Internationalen Germanisten-Kongresses, Tokyo 1990. Band 9. Erfahrene und imaginierte Fremde. Hrsg. v. Eijiro Iwasaki. München: Iudicium 1991. S. 451.

Joseph Roth schrieb über Österreich: „Das Wesen Österreichs ist nicht Zentrum, sondern Peripherie.“¹⁶⁷ Ähnliches findet sich auch in *Drei Wege zum See* über das Geschwisterpaar Elisabeth und Robert.

Aber was sie zu Fremden machte überall, war ihre Empfindlichkeit, weil sie von der Peripherie kamen und daher ihr Geist, ihr Fühlen und Handeln hoffnungslos diesem Geisterreich von einer riesigen Ausdehnung gehörten, und es gab nur die richtigen Pässe für sie nicht mehr, weil diese Land keine Pässe ausstellte.¹⁶⁸

Die Heimat, an die sich Elisabeth erinnert, ist längst verloren gegangen, sie versucht zwanghaft wieder die Gefühle ihrer Kindheit zu erzeugen, indem sie vom Haus ihres Vaters zum See wandert. Doch alle drei Wege, die von ihr beschritten werden, enden in einer Enttäuschung. Sie schafft es nicht den See zu erreichen. Die Natur ihrer Heimat ist ihr fremd geworden und sie entschließt sich letzten Endes, mit ihrem Vater mit dem Bus zum See zu fahren. Doch auch der See selbst wird von ihr als befremdend erlebt. „Dieser See ist auch nicht mehr der See, der uns gehörte, sein Wasser schmeckt anders, es schwimmt sich anders darin.“¹⁶⁹

Elisabeth will nicht akzeptieren, ihre heimatliche Umwelt mit fremden Augen wahrzunehmen, während sie in der Fremde vergeblich nach einem Gefühl der Heimat sucht. Dieser Umstand ist jedoch nicht nur als negativ zu bewerten, denn er garantiert Elisabeth eine erhöhte Empfindsamkeit ihrer Umwelt gegenüber. Diese Empfindsamkeit kommt Elisabeth in ihrem Beruf als Fotografin zugute, in welchem sie durch den verfremdeten Blick durch die Kamera mehr über die Menschen herausfinden kann. Diese fremde Perspektive, auf die später noch näher eingegangen werden muss, wird von Elisabeth allerdings als große Belastung erlebt, „die sie alles sehen ließ wie früher einmal, und es war doch anders. Sie musste nicht London sehen, es war ihr gleichgültig, sie war müde, sie wollte weg und nachhause, sie wollte in den Wald und zum See.“¹⁷⁰

Die einzige Möglichkeit, dem entfremdeten Blick auf die Menschen zu entkommen, findet Elisabeth im Wald ihrer Heimat, den sie erst durch den Gegensatz zur Stadt schätzen lernt, „seit alle Städte, die so »super« waren, ihr diesen Wald anders erscheinen ließen, als den einzigen Flecken Welt, der still war, wo niemand sie hinjagte, um darüber etwas Brauchbares herauszufinden, [...]“¹⁷¹. Der Gegensatz des Waldes zur, ironisch

¹⁶⁷ Roth, Joseph: Kapuzinergruft. In: Roth, Joseph: Werke. Band 6. Romane und Erzählungen 1936-1940. Hrsg. v. Fritz Hackert. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1991. S. 235.

¹⁶⁸ Bachmann, Ingeborg: *Drei Wege zum See*. Band 2. S. 399.

¹⁶⁹ Ebd. S. 466.

¹⁷⁰ Ebd. S. 407.

¹⁷¹ Ebd. S. 411.

bezeichneten, »super« Stadt, ist für Elisabeth jedoch nur in der völligen Einsamkeit möglich, denn auch ihr Vater, selbst ein Vertreter der alten, untergegangenen Welt, verlangt von ihr während der gemeinsamen Spaziergänge, Brauchbares bzw. Wissenswertes über den Wald herauszufinden.

Beweis einmal, dass du nicht alles vergessen hast. Was ist das für ein Baum, und wie als ist er? Woran erkennt man sein Alter? Elisabeth kannte diese Fragen, aber sie wusste immer schlechter die Antworten, [...]. Auch auf dem Waldlehrpfad, [...], las sie zwar flüchtig interessiert die Beschriftungen, aber sie ging lieber rasch und dachte an alles Mögliche.¹⁷²

Elisabeth selbst sucht im Wald jedoch keine neuen Erkenntnisse über die sie umgebende Umwelt, sondern sie will durch die völlige Einsamkeit (des Individuums) in der Natur die Möglichkeit zur Selbstreflexion haben.¹⁷³ Ihr geht es um ein Zurückgeworfensein auf sich selbst, und so ist der Weg durch den Wald durchaus als ein Lebensweg zu deuten¹⁷⁴, wenn Elisabeth sich alle zehn Minuten fragt, „wie lange sie unterwegs war, wie weit sie gekommen war und was sie sich noch vornehmen solle“¹⁷⁵.

Die unüberbrückbare Distanz zwischen Individuum und Gesellschaft zieht sich wie ein roter Faden durch die Erzählung. Doch es ist hier nicht das Individuum, das sich von der Gesellschaft isoliert fühlt, sondern es fehlt dem Menschen sowohl an der notwendigen Distanz zu sich als auch zu seinem Umfeld. Sein Blick wird umso schärfer, je weiter weg das zu betrachtende Objekt sich befindet.¹⁷⁶ Hierin ist auch der Grund für das Scheitern sämtlicher menschlicher Beziehungen in *Drei Wege zum See* zu finden.

Was in ihnen, selbst in Philippe, so verkümmerte oder in leeren Förmlichkeiten sich erhielt, das reichte dann noch bei manchen jungen Leuten für einen Liebesausbruch für die Menschheit, aber es reichte nicht mehr bis zur nächsten Tür, zu jemand, der, schluchzend oder am Zusammenbrechen, neben ihnen auf der Straße ging.¹⁷⁷

Der Mensch ist von der Peripherie ins Zentrum gerückt, wodurch es ihm nicht mehr möglich ist, über sich und das ihn umgebende Zentrum objektiv urteilen zu können. Der einzige Mensch, dem der Blick, von der Peripherie aus, noch möglich ist, findet sich in der

¹⁷² Ebd. S. 410.

¹⁷³ Zum Motiv des *Wanderns* in *Drei Wege zum See* vgl.: Folkvord, Ingvild: Sich ein Haus schreiben. Drei Texte aus Ingeborg Bachmanns Prosa. Hannover-Laatzen: Wehrheim 2003. S. 169-176.

¹⁷⁴ Vgl.: Pichl, Robert: Flucht Grenzüberschreitung und Landnahme als Schlüssel motive in Ingeborg Bachmanns später Prosa. In: Sprachkunst 16 (1985). S. 224.

¹⁷⁵ Bachmann, Ingeborg: *Drei Wege zum See*. Band 2. S. 410

¹⁷⁶ Vgl.: Die theoretischen Bezugnahmen auf die Aspekte des Fremden werden im laufenden Text mit der Kapitelnummer und dem Namen des Kapitels wie folgt zitiert. Kapitel 2.1.2. Das Fremde in der Philosophie. S. 14f.

¹⁷⁷ Bachmann, Ingeborg: *Drei Wege zum See*. Band 2. S. 429.

Person Franz Joseph Trotta. Dieser konfrontiert Elisabeth mit dem Vorwurf, weshalb ZeitungsfotografInnen das Leid in fremden Ländern darstellen und auch noch ästhetisieren müssen.

[...] denn sie hielt es für das einzig Richtige, alles, was sie taten zu der Zeit, die Leute mussten erfahren, genau, was dort vor sich ging, und sie mussten diese Bilder sehen, um » wach gerüttelt« zu werden. Trotta sagte nur: So, müssen sie das? Wollen sie das? Wach sind doch nur diejenigen, die es sich ohne euch vorstellen können. Glaubst du, dass du mir zerstörte Dörfer und Leichen abfotografieren musst, damit ich mir Krieg vorstelle, oder diese indischen Kinder, damit ich weiß, was Hunger ist.¹⁷⁸

Hier kommt es zu einer Parallele mit Zygmunt Baumanns These über die No-Go-Gebiete in einer Großstadt¹⁷⁹, in denen das Fremde zusammengefasst und eingegrenzt wird. Die Bewohner außerhalb dieser Gebiete können sich diesem Fremden nun über die ästhetisierten Bilder einer Zeitung nähern, sie können sie aber genauso überblättern. Sie sind zum Zentrum ihrer Welt geworden, sie bestimmen, mit wie viel Fremde sie in Kontakt kommen und wie beschaffen dieses Fremde sein soll. Der Mensch zieht sich immer weiter in seinen Privatraum zurück und erfährt das Fremde nur mehr durch einen medialen Filter oder in künstlichen Kulturräumen wie dem Internet oder der Erlebniswelt in Dubai. Durch diese immer weiter fortschreitende Privatisierung des Menschen verliert dieser seinen „fremden“ Blick. Er kann sein Umfeld und sich selbst nicht mehr objektiv beurteilen. Trotta, der exterritoriale Mensch, einem anderen Text entlehnt, schafft es nicht, sich in einer Welt ohne das unbegrenzte Fremde zurechtzufinden und wählt den Freitod.

Elisabeth sehnt sich nach beiden Welten, der eigenen und vertrauten Heimat und dem bedrohlichen Fremden, und so verwundert es nicht, wenn sie Branco, den Vetter Trottas, in einem Flughafen kennen lernt. Flughäfen werden von Marc Augé, wie auch Bahnhöfe oder Einkaufszentren, zu den Nicht-Orten gezählt. Nicht-Orte werden nur einer Funktion wegen benützt, wodurch es zum Fehlen einer Geschichte und somit einer Identität kommt. „The community of human destinies is experienced in the anonymity of non-place, and in solitude.“¹⁸⁰ Weder Elisabeth noch Branco schaffen es, die Distanz zwischen sich zu überwinden und verbleiben alleine. Elisabeth fürchtet aber im selben Ausmaß, dass Branco ebendiese Distanz zwischen ihnen zerstören könnte, als er ihr einen Zettel schreibt, den sie erst später, schon in Paris angekommen, liest. „[...] sie öffnete es und las, betäubt und

¹⁷⁸ Ebd. S. 417.

¹⁷⁹ Vgl.: Kapitel 2.1.6. Das Fremde in der Soziologie. S. 35.

¹⁸⁰ Augé, Marc: Non places. Introduction to an anthropology of supermodernity. Translated by John Howe. Verso: London u. New York 1995. S. 120.

ohne es zu begreifen: Ich liebe Sie. Ich habe Sie immer geliebt.“¹⁸¹ Hier zeigt sich noch einmal mit besonderer Deutlichkeit die Distanz, die durch das fehlende Fremde und die fehlende Heimat zwischen die Menschen in *Drei Wege zum See* getreten ist. Elisabeth und Branco inszenieren an einem Nicht-Ort eine Liebesgeschichte, in der sie es nicht schaffen, die unpersönliche Höflichkeitsform abzulegen, da es zu keinem Dialog zwischen den beiden kommt. Anstelle dessen befinden sie sich inmitten einer anonymisierten Menschenmasse, halten sich filmreif an den Händen und sehen einander in die Augen. Beide sind Wandernde zwischen zwei Welten und können somit niemals zur Ruhe kommen.

In *Drei Wege zum See* finden sich die drei Aspekte, die von Wolfgang Hoge angegeben werden, damit ein Objekt als fremd bezeichnet werden kann. Es kommt zur Verneinung der Zugehörigkeit zu einem Kulturraum oder einem Personenkreis, weiters zur Verneinung des Wissens, zu finden in den vergessenen Bezeichnungen der Baumarten, und zur Verneinung der Vertrautheit, wenn es der Protagonistin nicht gelingt, den See zu erreichen.¹⁸²

Die entfremdete Heimat und das heimatliche Fremde, sowie das Leben und die Identität in einem undefinierten Raum, sind Motive, die noch in weiteren Erzählungen Bachmanns gefunden werden können.

In „Der Kommandant“ findet sich ein Mann in einer Welt wieder, die er weder als sein Zuhause noch als das Fremde identifizieren kann.

War sein Zuhause aber nicht jenseits der Barriere? Und wenn seine Papiere sich jenseits der Barriere befanden, wie war er jemals auf diese Seite der Barriere gekommen? Nichts erklärte den unbegreiflichen Wechsel, der sich über ihn oder unter ihm hinweg vollzogen hatte. Angesichts seiner Lage zog er den Schluss, dass er wieder zurückwandern müsse.¹⁸³

Schon an der häufigen Erwähnung des Wortes *Barriere* zeigt sich dessen gewichtige Bedeutung. Durch das Verschwinden des Fremden aus dem Leben der Menschen kommt es zur Orientierungslosigkeit und zu einem fehlgeleiteten Zugehörigkeitsgefühl. Der Mensch benötigt das Fremde als Barriere, um sein Eigenes zu konstruieren. Die Angst des Menschen vor dem Fremden ist die Angst, dass dieses verschwinden könnte.¹⁸⁴ Er lebt nicht mehr mit dem Fremden, sondern er pendelt zwischen seinem Zuhause und dem

¹⁸¹ Bachmann, Ingeborg: *Drei Wege zum See*. Band 2. S. 477.

¹⁸² Hoge, Wolfgang: Die epistemische Bedeutung des Fremden. In: Wierlacher, Alois: *Kulturthema Fremdheit. Leitbegriffe und Problemfelder kulturwissenschaftlicher Fremdenforschung*. Hrsg. v. Alois Wierlacher. München: Iudicium 1993. S. 358.

¹⁸³ Bachmann, Ingeborg: *Der Kommandant*. Band 2. S. 36.

¹⁸⁴ Vgl.: Kapitel 2.1.2. Das Fremde in der Philosophie. S. 11.

Gefühl des Fremden. Der Mensch weiß in diesem Augenblick nicht, wo seine Identität zu finden ist, ob sie nun innerhalb der Grenzen seines Zuhauses oder im Fremden zu finden ist. Ihm geht es darum,

allen Straßen und allen Wassern der Welt meinen Namen einzuschreiben, wenn nur die Hoffnung bliebe, dass ich am Ende der Tage heimkehren könnte und die staunenden Hirten, die Hügel und Bäche meiner Heimat den Besitz begriffen und würdigten, den ich erworben habe. Aber die Währung zwischen hier und dort ist noch immer eine andere, und führe ich zurück, so käme ich nicht reicher heim, als ich fortzog, nur ein wenig älter und müder, und ich hätte vielleicht nicht mehr das Herz, mich zu bescheiden.¹⁸⁵

Hier zeigt sich das Fremde als *conditio humana* des Menschen und gleichzeitig als dessen Fluch, da das Fremde mit dem Eigenen und mit der Heimat niemals in Einklang zu bringen ist. Die unbekannte Welt ist mit der Heimat, hier als anakreontischer *locus amoenus* konstruiert, niemals in Einklang zu bringen. Die fehlende Verknüpfung der schönen Heimat mit dem Fremden ist in *Auch ich habe in Arkadien gelebt* für den Menschen nicht akzeptierbar. Der *locus amoenus* der Heimat verdoppelt sich im *Topos Arkadien*. Dieses ist jedoch kein real existierendes Land, vielmehr ist es die unbekannte Ferne, der „zerfließende Sonnenball, der wie ein riesiger, versinkender Bahnhof alle Wanderer in den Himmel heimholt“¹⁸⁶, denn „die Dinge brauchen uns Heimatlose, um irgendwo zuhause zu sein“¹⁸⁷. Der *Topos Arkadien* findet sich auch in der Erzählung *Das dreißigste Jahr*, wird dort jedoch auf die real existierende Region in der Ägäis bezogen, wobei es auch hier zu einer Romantisierung und zur Konstruktion eines utopischen Orts kommt.

Es gibt allerdings eine Insel, von der ihm einer erzählt hat, in der Ägäis, auf der es nur Blumen und steinerne Löwen gibt; die gleichen Blumen, die bei uns bescheiden und kurz blühen, kommen dort zweimal im Jahr, groß und leuchtend. Die knappe Erde, der abweisende Fels spornen sie an.¹⁸⁸

Die unbekannte Ferne und somit das Fremde ängstigen und faszinieren zugleich, wie es schon beim Kleinkind feststellbar ist, das beginnt seine Welt zu erkunden, jedoch immer auch kontrolliert, ob es zur Mutter zurückkehren kann.¹⁸⁹ „Ihren Kindern kam es darauf nicht an, denn die wurden schon eingeweiht in die unbeständigen Gerüche der Ferne, wenn

¹⁸⁵ Bachmann, Ingeborg: *Auch ich habe in Arkadien gelebt*. Band 2. S. 40.

¹⁸⁶ Ebd.

¹⁸⁷ Bachmann, Ingeborg: *Portrait von Anna Maria*. Band 2. S. 53.

¹⁸⁸ Bachmann, Ingeborg: *Das dreißigste Jahr*. Band 2. S. 104.

¹⁸⁹ Vgl.: Kapitel 2.1.3. *Das Fremde in der Psychoanalyse*. S. 17f.

die Kartoffelfeuer brannten und die Zigeuner sich, flüchtig und fremdsprachig, niederließen im Niemandsland zwischen Friedhof und Flugplatz.“¹⁹⁰

Hier häufen sich die Motive des Fremden. Einerseits verkörpern „die Zigeuner“ neben dem jüdischen Volk¹⁹¹ in der europäischen Literaturtradition den Archetypus des Wandervolks, andererseits werden „die Zigeuner“ zwischen zwei Nicht-Orten angesiedelt. Während der Flugplatz als Nicht-Ort die ständige Unruhe des Menschen auf seiner Suche nach dem Fremden verkörpert, ist der Friedhof die letzte „Ruhestätte“ des Menschen. Der Lebensweg des Menschen spannt sich zwischen zwei Stationen: der absoluten Heimat in der Gebärmutter, in der das ungeborene Kind sich noch in einem Zustand der völligen Objektlosigkeit befindet, und dem Tod, in dem der Mensch wieder in einen Objektstatus und somit in das Fremde überführt wird. Zwischen diesen beiden Polen liegt ein Leben in ständiger Unruhe, da der Mensch weder die Heimat noch das Fremde jemals völlig erreichen kann.

Und so endet *Jugend in einer österreichischen Stadt* mit denselben Motiven, mit denen die Erzählung begonnen hat. „[...] überlasse ich anderen den Weg durch die Durchlassstraßen [...], wenn ich sie blicklos überquere, um hinaus zu den Gräbern zu kommen, ein Durchreisender, dem niemand seine Herkunft ansieht.“¹⁹²

Während in vielen kürzeren Erzählungen Bachmanns die Thematik der heimatlichen Fremde und der entfremdeten Heimat nur am Rande behandelt wird, befindet sich diese Problemstellung, wie vorher schon gezeigt wurde, in *Drei Wege zum See* im Zentrum der Erzählung. Weiters ist *Das dreißigste Jahr* besonders hervorzuheben, da sich auch hier der Protagonist durch eine ständige Rastlosigkeit und andauernde Reiselust auszeichnet. Durch seine Reisen gelingt es aber auch diesem Protagonisten nicht, die Heimat und das Fremde klar zu trennen, und so muss er feststellen, dass er nach seiner Rückkehr nach Wien die Stadt mit fremden Augen betrachtet.

Er kaufte sich einen Stadtplan in einer Buchhandlung, für die Stadt, in der er jeden Geruch kannte und über die er nichts Wissenswertes wusste. [...] . Am Abend fuhr er bei Sonnenuntergang auf den Kahlenberg hinauf und schaute auf die Stadt hinunter, von einem empfohlenen Punkt aus. Er hielt sich die Hand vor die Augen und dachte: Das alles ist nicht möglich! Es ist nicht möglich, dass ich diese Stadt gekannt habe. So nicht.¹⁹³

¹⁹⁰ Bachmann, Ingeborg: *Jugend in einer österreichischen Stadt*. Band 2. S. 85.

¹⁹¹ Georg Simmel nennt das jüdische Volk als Beispiel für den Fremden: „Das klassische Beispiel gibt die Geschichte der europäischen Juden. Der Fremde ist eben seiner Natur nach kein Bodenbesitzer, [...] . Vgl.: Simmel, Georg: *Exkurs über den Fremden*. In: Simmel, Georg: *Gesamtausgabe*. Bd. 11. *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Hrsg. v. Otthein Rammstedt. S. 766.

¹⁹² Bachmann, Ingeborg: *Jugend in einer österreichischen Stadt*. Band 2. S. 93.

¹⁹³ Bachmann, Ingeborg: *Das dreißigste Jahr*. Band 2. S. 119f.

Auch in *Das dreißigste Jahr* finden sich die Motive der Barriere und der Nicht-Orte wieder in ihrer Bedeutung, die Identität näher zu definieren. Während der Nicht-Ort der Identität diametral entgegengesetzt ist, findet sich im Begriff *Barriere* Descartes Formel wieder, dass man sich nur auf etwas stützen kann, das Widerstand leistet.¹⁹⁴

Gebt zu, dass ihr, wo ihr wirklich bezahlt, mit eurem Leben, es nur jenseits der Sperre tut, wenn ihr Abschied genommen habt von allem, was euch teuer ist – auf Landeplätzen, Flugbasen und nur von dort aus den eigenen Weg und eure Fahrt antretet, von imaginierter Station zu imaginierter Station, Weiterreisende, denen es um Ankommen nicht zu tun sein darf!¹⁹⁵

Der Lebensweg wird auch hier, wie in *Jugend in einer österreichischen Stadt* als Reise betrachtet, bei der es kein Ankommen in der Heimat geben kann, sondern vielmehr das Reisen durch das Fremde im Mittelpunkt steht. Der Protagonist findet das Fremde im besonderen Ausmaß in Wien vor. Dieses wird ihm am Ende der Erzählung zur entfremdeten Heimat. „Er fuhr nach Wien – mit dem Wort »heim« hielt er trotzdem an sich“¹⁹⁶, denn Wien ist eine „Stadt ohne Gewähr!“¹⁹⁷. Wien ist weiters „Strandgutstadt“¹⁹⁸, „Türkenmondstadt! Barrikadenstadt“¹⁹⁹ und schlussendlich auch „Endstadt“²⁰⁰.

Die Gesellschaft nähert sich dem Fremden über den Weg der Ordnung, indem sie sich das Fremde über dessen Bestimmung aneignet. In den Texten Bachmanns tritt das Fremde jedoch oft als eine undefinierte Macht auf, die der Mensch zwar erkennen, aber die er sich niemals aneignen kann, da das Fremde als Reibefläche benötigt wird, um etwas Neues entstehen zu lassen. Zygmunt Baumann führt als treffendes Beispiel hierfür die Kategorisierung der Pflanzenwelt in Nutzpflanzen und Unkraut an.²⁰¹ Während das Bekannte unterkategorisiert werden kann, verwehrt sich das Fremde durch seinen Charakter jeder weiteren Unterteilung in verschiedene Grade oder Stufen. Das Fremde schwebt im Zwischenraum zwischen dem völlig Bekannten und dem völlig Unbekannten, zwischen dem Eigenen und dem Anderen. Im Fremden findet sich die Schwelle zwischen Ich und Nicht-Ich und so ist es nur durch das Fremde möglich, etwas über sich und die Welt zu erfahren.

¹⁹⁴ Zit. nach.: Dimitrowa, Blaga: Die neue Alienation im Spiegel der posttotalitären Sprache. In: Neue Heimat, neue Fremden. Beiträge zur kontinentalen Spannungslage. Hrsg. v. Wolfgang Müller-Funk. Wien: Picus 1992. S. 115.

¹⁹⁵ Bachmann, Ingeborg: *Das dreißigste Jahr*. Band 2. S. 103f.

¹⁹⁶ Ebd. S. 118.

¹⁹⁷ Ebd. S. 126.

¹⁹⁸ Ebd.

¹⁹⁹ Ebd. S. 127.

²⁰⁰ Ebd.

²⁰¹ Vgl.: Kapitel 2.1.6. Das Fremde in der Soziologie. S. 37.

Nun eben, sagte sie, denn immer wenn jemand auf die Welt kommt und etwas Abenteuerliches denkt und anfängt mit etwas Neuem, dann kommt ihr daher und verwaltet es zu Tod, [...]immer müsst ihr etwas Gewöhnliches daraus machen. [...], und sie lebte vielleicht nur, wenn sie zu weit ging, sich herausraute und über ihre Grenzen ging.²⁰²

Bachmann zeigt den LeserInnen einen unverkrampften Zugang zum Fremden. Sie versucht weder das Fremde zu bekämpfen, noch es zu kategorisieren und dadurch aufzulösen. Ihr geht es darum zu zeigen, dass die Überschreitung seiner Erfahrungs- und Wissensgrenzen ein ständiges Muss des Menschen ist, um am Leben zu bleiben.

²⁰² Bachmann, Ingeborg: Simultan. Band 2. S. 305f.

2.2.2. Der fremde Blick

Im vorhergehenden Kapitel wurde schon kurz auf den fremden Blick eingegangen. Georg Simmel verweist darauf, dass der Fremde seinem Umfeld objektiv gegenüberstehen kann, da er sich einerseits in diesem bewegt, andererseits aus diesem ausgegrenzt wird.²⁰³ Der Fremde lebt in einer „Synthese von Nähe und Ferne“²⁰⁴. Er beobachtet das Geschehen sozusagen von der Peripherie aus. Dieser Gedanke findet sich in ähnlicher Ausführung auch bei Hellmuth Plessners Text *Mit anderen Augen*²⁰⁵, in dem er befindet: „Um anschauen zu können ist Distanz nötig.“²⁰⁶

Ingeborg Bachmanns Erzählung *Ihr glücklichen Augen* weist durch ihren Titel sowohl eine Parallele zu Plessners Text als auch zu Goethes „Türmerlied“ auf²⁰⁷, in dem zu lesen ist: „[...] Ich blick in die Ferne, / ich seh in der Näh, / [...] Ihr glücklichen Augen, / was ihr je gesehen, / es sei, wie es wolle, / es war doch so schön!“²⁰⁸

Die Protagonistin Miranda, mit 7,5 Dioptrien auf beiden Augen fast blind, verwendet ihre Brille als Filter der Realität.

Es kann vorkommen, daß Miranda ihre kranken optischen Systeme als ein »Geschenk des Himmels« empfindet. [...] Denn es erstaunt sie, wie die anderen Menschen das jeden Tag aushalten, was sie sehen und mit ansehen müssen. Oder leiden die anderen nicht so sehr darunter, weil sie kein anderes System haben, die Welt zu sehen?²⁰⁹

Mirandas Wahrnehmung der Realität funktioniert nur beschränkt bzw. gar nicht auf einer optischen Ebene, wodurch ihr eine fremde Perspektive möglich ist. Es ist ihr lieber, „daß dieses genaue Sehen ihr erspart bleibt und ihr Gefühl dadurch nicht beeinträchtigt und geschwächt werden kann“²¹⁰. Sie steht ihrer Umwelt als Fremde gegenüber, da sie sich zwar in dieser bewegt, durch ihre optische Einschränkung aber auch aus dieser ausgegrenzt wird. Ihr ist es möglich, durch das Aufsetzen und Ablegen der Brille zwischen zwei Welten zu pendeln. „Der Nahpunkt beim Sehen ist also abnorm nah gerückt, der

²⁰³ Vgl.: Kapitel 2.1.6. Das Fremde in der Soziologie. S. 37.

²⁰⁴ Simmel, Georg: Gesamtausgabe. Band 11. Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1992. S. 766.

²⁰⁵ Vgl.: Kapitel 2.1.2. Das Fremde in der Philosophie. S. 14.

²⁰⁶ Plessner, Helmuth: *Mit anderen Augen*. In: Plessner, Helmuth: *Zwischen Philosophie und Gesellschaft. Ausgewählte Abhandlungen und Vorträge*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1979. S. 237.

²⁰⁷ Vgl.: Dusat, Ingeborg: *Choreographien der Differenz*. Ingeborg Bachmanns Prosaband *Simultan*. Köln, Weimar und Wien: Böhlau 1994. S. 101-105.

²⁰⁸ Goethe, Johann Wolfgang von: *Faust. Der Tragödie zweiter Teil*. In: *Goethes Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden*. Band 3. Hrsg. v. Erich Trunz. München: C. H. Beck 1976. S. 340.

²⁰⁹ Bachmann, Ingeborg: *Ihr glücklichen Augen*. Band 2. S. 354.

²¹⁰ Ebd. S. 355.

Fernpunkt auch näher.²¹¹ Hier trifft man auf Simmels Aussage über die Objektivität des Fremden, die durch eine Synthese von Nähe und Ferne gewährleistet wird. Die erhöhte Objektivität Mirandas wird von ihr jedoch mehr als Fluch denn als Segen empfunden, denn sobald sie ihre Brille benutzt, „kann Miranda in die Hölle sehen“²¹². Es drängt sich der Bezug zu Plessner hier förmlich auf, wenn dieser schreibt: „Der fremde Blick kann ja nur der eigene sein, aber eben nicht der Blick, der sich als gesättigt, als selbstbegrenzend und ethnozentrisch begreift.“²¹³ Die Erfahrung des Fremden, das sich im Vertrauten versteckt, führt zur Erschütterung des Eigenen, wodurch eine neue Perspektive auf das Objekt möglich ist und der „selbstbegrenzende“ Blick in einen fremden Blick verwandelt wird. Das menschliche Sehen wird durch Erfahrung und die Lebensumstände vorgeprägt, kommt es jedoch zu einer Schockwirkung, so werden die vorgeprägten Sehgewohnheiten aufgebrochen und eine erneuerte Perspektive auf ein Objekt ist möglich.²¹⁴ In besonderem Ausmaß ist dies bei Miranda der Fall, die einerseits auf keine vorgeprägten Sehgewohnheiten zurückgreifen kann, da sie ihre Brille nur in Notfällen verwendet, bei der es andererseits aber auch zu einer Schockwirkung durch das Gesehene kommt, da die Menschen von ihr als Fremde erlebt werden.

Es sind deutliche Parallelen zwischen den Protagonistinnen Miranda in *Ihr glücklichen Augen* und Elisabeth in *Drei Wege zum See* festzustellen. Beide nehmen die Realität durch eine Linse wahr, Miranda durch ihre Brille, Elisabeth durch die Linse des Fotoapparats, wodurch es zu einer entfremdeten Perspektive kommt. Während es Elisabeth durch ihre Fotografien gelingt, die Realität zu ästhetisieren, kommt es bei Miranda zum gegenteiligen Effekt. Sie sieht „Anhäufungen von unglücklichen, hämischen, verdammten, von Demütigungen oder Verbrechen beschriebenen Gesichtern, unträumbaren Visagen“²¹⁵. Man fühlt sich an Platons Höhlengleichnis erinnert, denn auch hier besteht die Umwelt des Menschen nur aus an die Wand geworfenen Schatten, die zwischen dem Menschen und der „wahren“ Realität stehen. „Betrachten wir das Fremde als ein Anderswo, das Eigenes markiert, indem es sich diesem entzieht, so erscheint die Schwelle als ein Ort des Fremden par excellence.“²¹⁶ Bei Bachmann ist dies nur allzu oft eine optische Schwelle, und so

²¹¹ Ebd. S. 354.

²¹² Ebd. S. 355.

²¹³ Heinrichs, Hans-Jürgen: Der fremde Blick oder Vom Hören und Sehen in Psychoanalyse, Ethnologie und Kunst. In: Heinrichs Hans-Jürgen: Fenster zur Welt. Positionen der Postmoderne. Frankfurt am Main: Athenäum 1989. S. 143.

²¹⁴ Vgl.: Kapitel 2.1.2. Das Fremde in der Philosophie. S. 14f.

²¹⁵ Bachmann, Ingeborg: *Ihr glücklichen Augen*. Band 2. S. 356.

²¹⁶ Waldenfels, Bernhard: *Sinnesschwellen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1999 (=Studien zur Phänomenologie des Fremden 3). S. 9.

finden sich Motive des Sehens in zahlreichen Erzählungen. Dieses Sehen wird in seinen verschiedensten Blickrichtungen und Möglichkeiten dargestellt.

In *Die Fähre* sind Josips Augen „jung und scharf“²¹⁷. Er nimmt sein Umfeld zwar mit erhöhter Aufmerksamkeit wahr, ihm bleibt jedoch eine erhöhte Objektivität versagt, da ihm kein fremder Blick möglich ist. „Sie kann viele Male zu ihm kommen, er wird sie nicht sehen, wenn sie kein Wort sagt. Er wird ihre Augen nicht verstehen und die Schweigende fortschicken.“²¹⁸ Im Gegensatz dazu steht der nach innen gerichtete Blick des Protagonisten in *Ein Geschäft mit Träumen*, wenn er vor einer Auslage „in einem Schauen, das sich mehr nach innen als nach außen kehrte“²¹⁹, verharret. Hier geht es um die Voraussetzungen einer Introspektion, die, ganz im Sinne der Psychoanalyse, über das Träumen funktioniert.²²⁰ Im Traum tritt der Mensch dem Fremden in sich selbst gegenüber, der sich vor allem in den Trieben und im Über-Ich findet. So verwundert es auch nicht, dass sich 44,1% aller Träume in einer Umgebung ereignen, die der/dem Träumenden fremd ist, sowie 24,6% der Personen, die in den Träumen auftreten, als Fremde wahrgenommen werden.²²¹ Auch im Traum ist der fremde Blick möglich, denn es kommt zu einer Aufhebung der natürlichen Wahrnehmung, wodurch eine „bewährbare Zugänglichkeit des original Unzugänglichen“²²² möglich wird.

[...], ihre Farben waren unvergleichlich, die Entfernung zwischen mir und den Fächern war aufgehoben, jedes Rot, jedes Silber stand vor meinen Augen, unfassbar nah und dicht; Breite, Höhe und Tiefe waren ausgelöscht, mir wurde so warm, daß ich das Gefühl für meine Lage verlor, ich atmete kaum, und mir war, als sei ich in tiefes Wasser geraten, das mich trug und in dem ich schlief, selbst wenn ich die Augen offen hielt.²²³

Ein weiterer Aspekt des Sehens ist die Entfremdung des Blicks auf die Heimat. Bachmann greift diesen Gedanken immer wieder auf, wie schon an den Erzählungen *Drei Wege zum See* und *Das dreißigste Jahr* kurz gezeigt wurde. In beiden Erzählungen entfremden sich die Protagonisten, ganz im Sinne Plessners²²⁴, durch persönliche Krisen von ihrer Heimat und nehmen diese nicht mehr als etwas Vertrautes wahr, wodurch eine erhöhte Objektivität möglich ist. Franz Joseph Trotta lehrt Elisabeth in *Drei Wege zum See* den fremden Blick

²¹⁷ Bachmann, Ingeborg: *Die Fähre*. Band 2. S. 10.

²¹⁸ Ebd. S. 12.

²¹⁹ Bachmann, Ingeborg: *Ein Geschäft mit Träumen*. Band 2. S. 41.

²²⁰ Vgl.: Kapitel 2.1.3. Das Fremde in der Psychoanalyse. S. 22f.

²²¹ Vgl.: Kast, Verena: *Angst und Faszination. Emotionen in Bezug auf das Fremde*. In: *Das Eigene und das Fremde. Angst und Faszination*. Hrsg. v. Helga Egner. Solothurn: Walter 1994. S. 232.

²²² Husserl, Edmund: *Gesammelte Werke*. Band 1. *Cartesianische Meditationen und Pariser Vorträge*. 2. Auflage. Haag: Martinus Nijhoff 1973. S. 144.

²²³ Bachmann, Ingeborg: *Ein Geschäft mit Träumen*. Band 2. S. 44.

²²⁴ Vgl.: Kapitel 2.1.2. Das Fremde in der Philosophie. S. 14.

auf die Heimat. Er, „ein wirklich Exilierter und Verlorener“²²⁵, ist es, der Elisabeth „in eine Exilierte verwandelt, weil er [...] sie den Wundern entfremdete und ihr die Fremde als Bestimmung erkennen ließ“²²⁶.

In *Besichtigung einer alten Stadt* entfremden sich die Ich-Erzählerin und Malina allerdings aus freien Stücken ihrer Heimat. „Weil Malina und ich Wien sehen wollen, das wir uns noch nie angeschaut haben, machen wir eine Fahrt mit dem AUSTROBUS.“²²⁷ Sie entdecken Wien nicht abseits der touristischen Pfade, sondern wandern genau auf ebendiesen und erkennen ein Wien, das erscheint, als sei es nur für Touristen erschaffen worden und würde sich aus den Phantasien des Fremden über Österreich zusammensetzen, die aus Mozartkugeln, Mayerling, Kapuzinergruft, Stephansdom und den Habsburgern bestehen. Für Malina und die Ich-Erzählerin ist dieser Blick auf Wien einerseits lächerlich, die Lächerlichkeit wird durch die englischen Kommentare des Reiseführers unterstützt, andererseits im höchsten Maße anstrengend.

In der Erzählung *Probleme, Probleme* greift Bachmann nochmals auf dieses Motiv zurück, wenn die Protagonistin Beatrix eine Bekannte auf deren Wunsch durch Wien führt, wodurch für sie selbst eine neue Perspektive auf Wien möglich ist, „das sie so nicht kannte, weil sie doch immer hier lebte“²²⁸.

Es ist den ProtagonistInnen in Bachmanns Erzählungen zuerst nicht möglich, das Eigene zu verstehen oder zu erkennen, da sie es als gewohnt und naturgemäß wahrnehmen. Erst die Schockwirkung des Fremden ermöglicht es, eine neue Perspektive auf das Eigene zu erlangen und dieses neu zu beurteilen. Dieses Eigene findet sich im Menschen selbst, wie bei *Ein Geschäft mit Träumen* gezeigt wurde und auch zwischen den Menschen, wie in *Die Fähre* oder *Ihr glücklichen Augen* und auch in der Heimat in *Drei Wege zum See* und *Probleme, Probleme*. Bachmann verweist in ihren Erzählungen immer wieder auf die Schockwirkung des Fremden und das Fremde, das durch eine Schockwirkung entsteht. Sie beurteilt den dadurch entstehenden Perspektivenwechsel jedoch als positiv, da der fremde Blick es möglich macht, mehr über die Realität herauszufinden, die nicht mehr als naturgegeben wahrgenommen wird.

²²⁵ Bachmann, Ingeborg: *Drei Wege zum See*. Band 2. S. 415.

²²⁶ Ebd. S. 415f.

²²⁷ Bachmann, Ingeborg: *Besichtigung einer alten Stadt*. Band 2. S. 277.

²²⁸ Bachmann, Ingeborg: *Probleme, Probleme*. Band 2. S. 323.

2.2.3. Die fremde Identität

Das Fremde ist wesentlich an der Entwicklung der eigenen Identität beteiligt. Ein Kleinkind muss erst lernen, sich aus seinem Zustand der Objektlosigkeit zu lösen und die Welt in Ich und Nicht-Ich zu trennen. In dieser Phase zeigt das Kind sehr starke Reaktionen auf das Fremde, die in ihren Symptomen der Angst sehr ähnlich sind. Das Kind steht dem Fremden ambivalent gegenüber. Einerseits ängstigt sich das Kind, andererseits garantiert das Fremde Abwechslung und wird neugierig untersucht. Das Fremde bietet dem Eigenen die nötige Reibfläche, um sich weiterzuentwickeln.

Ein weiterer wichtiger Schritt in der Entwicklung der eigenen Identität findet sich im Erkennen des eigenen Spiegelbildes, das im späteren Leben in seiner Bedeutung als Doppelgänger erneut zu Angstreaktionen führt, indem es die singuläre Identität in Frage stellt.²²⁹

Bachmann beschäftigt sich in all ihren Erzählungen mit der Beschaffenheit und Konstruktion der menschlichen Identität, doch in einigen tritt der Widerspruch zwischen dem Eigenen und dem Fremden besonders hervor und wird durch das immer wieder zu findende Motiv des Spiegels noch weiter unterstrichen.

In *Der Kommandant* verliert sich ein Mann in einem räumlichen Gefüge, das er weder als Heimat noch als Fremde identifizieren kann, wodurch er an seiner Identität zu zweifeln beginnt. Diese Identitätsdiffusion wird sehr bildlich durch das Spiegelzimmer, das er als Kommandant bezieht, dargestellt. Durch einen Zufall ist es dem Protagonisten S. gelungen, eine nicht näher definierte Barriere zu durchbrechen und in ein fremdes Land einzudringen, in dem er für einen Kommandanten gehalten wird. Als dieser muss er auch die Aufgabe wahrnehmen, den Eindringling, der die Barriere durchbrochen hat, also sich selbst, ganz im Sinne der Ödipussage, zu jagen. Je näher die Identifizierung des Eindringlings rückt, desto mehr verschwimmen für den Protagonisten die Grenzen seiner Identität.

Der andauernde Kampf hatte ihn allmählich ermüdet, und als er nun glaubte, des Apparates und seiner selbst nicht mehr sicher zu sein, als er den wieder Eintretenden spöttisch und gequält entgegensah, fuhr er zurück, denn einen Augenblick lang meinte er, die Erscheinung des Gesuchten zu sehen. [...]. Dann suchten seine Augen über die Spiegel, jagten die Schnitte und Brennpunkte auf und ab, besessen von der Gewissheit, an der nächsten Kurve auf den Kopf des Schuldigen zu treffen, der vielleicht schon lange hier ein gelungenes Spiel spielte

²²⁹ Vgl.: Kapitel 2.1.3. Das Fremde in der Psychoanalyse. S. 20.

und sich zwischen den überscharfen Gläsern, mit denen die Wände kreuz und quer bedeckt waren, in Sicherheit bringen konnte.²³⁰

Hier wird die jubilatorische Geste des Kindes vor dem Spiegel in die Angst vor dem Doppelgänger transformiert. Der Protagonist taumelt zwischen seinen verschiedenen Identitäten, er wird in der absoluten Fremde immer nur auf sich selbst zurückgeworfen. Der Spiegel bietet dem Menschen eine fremde Sicht auf sich selbst, zugleich kommt es beim Treffen auf das Eigene im Fremden, also das eigene Bild im Spiegel, und auf das Fremde im Eigenen, also den objektivierten Blick auf das Eigene, zu einem Gefühl des Unheimlichen.²³¹ Der Protagonist erlebt sich in der Rolle des Täters, wie auch des Opfers, er sieht sich selbst als Bekannten, aber auch als Unbekannten und erträgt diese Situation schlussendlich nicht mehr, denn „es mußte die Wahrheit dieser vielen Spiegel eine unvollkommene sein“²³². Er erkennt, dass der „raffiniert gebaute Saal wohl Überblick, aber nicht Einblick geben konnte. [...]». Nehmt die Spiegel ab! « keuchte er. »Laßt nur einen einzigen stehen! «²³³ Doch auch dieser letzte Spiegel geht zu Bruch und so bleibt dem Protagonisten, der sich nun alleine mit seinem Eigenen findet, nur die Flucht zurück hinter die Barriere, die er zu Beginn der Erzählung überschritten hatte, um auch dort wieder die Rolle eines Kommandanten einzunehmen. Bezeichnend für die Unsicherheit der eigenen Identität als Hauptmann ist, dass der Protagonist sich in beiden Fällen, in denen er zum Kommandanten ernannt wird, nicht sicher ist, ob er seinen Titel richtig verstanden hat. „Hatte er »Mein Kommandant« gesagt?“²³⁴ „Der Älteste der Gruppe flüsterte etwas, das klang wie: »Mein Kommandant.«“²³⁵

Hier zeigt sich, dass Bachmann das Motiv des Spiegels auch auf die Form ihrer Erzählung in Form einer Spiegelung mehrerer Motive überträgt. Betritt der Protagonist zu Beginn eine breite Straße, so kehrt er am Ende durch eine schmale Gasse zurück.

Der Spiegel als Mittel zur Konstruktion der Identität und als gleichzeitige Infragestellung ebendieser Identität findet sich ebenso in der Erzählung *Probleme, Probleme*.

Noch ehe sie sich bei Frau Yvonne anmeldete, blickte sie schon um sich, in alle Spiegel, sie fand sich wieder und fand ihr wirkliches Zuhause. Noch ehe sie sich kritisch vor einen Spiegel stellte, war sie froh, sich selber in den Spiegeln kommen zu sehen und aufhören zu dürfen, an ihre Belastungen zu denken. Das also bin ich,

²³⁰ Bachmann, Ingeborg: Der Kommandant. Band 2. S. 35.

²³¹ Vgl.: Kapitel 2.1.3. Das Fremde in der Psychoanalyse. S. 20-22.

²³² Bachmann, Ingeborg: Der Kommandant. Band 2. S. 35.

²³³ Ebd. S. 36.

²³⁴ Ebd. S. 33.

²³⁵ Ebd. S. 37.

sagte die eine Beatrix zu der anderen im Spiegel und starrte sich ergriffen an, [...].²³⁶

Dieser Textabschnitt zeichnet sich durch seine völlige Ausrichtung auf die Identität der Protagonistin Beatrix aus. Bemerkenswert ist hier die Häufung zahlreicher Reflexivverben, wie *sich sehen*, *sich umblicken*, *sich stellen* und *sich finden*, die in ihrer grammatikalischen Struktur die Zurückgeworfenheit des Individuums auf sich selbst darstellen²³⁷, und so verwundert es nicht, wenn dieser Abschnitt mit der Erkenntnis „das also bin ich“ endet, die in einer ironischen Überspitzung durch die Protagonistin ihrem Spiegelbild gegenüber formuliert wird. Hier schließt sich auch der Kreis zu der Einsicht Beatrix' auf die Feststellung Erichs hin, „sie sei eben eine demi-vierge“²³⁸, sie sei „wenigstens etwas Halbes; etwas Ganzes hätte sie einfach nicht sein mögen“²³⁹. Erst ihr Spiegelbild eröffnet Beatrix die Möglichkeit, sich selbst gefahrlos als etwas Ganzes zu empfinden, das sich einerseits aus den Teilen des Eigenen, andererseits aber auch aus den Normen und Strukturen des Fremden zusammensetzt.²⁴⁰ Imke Meyer kommt in der Analyse des Spiegelmotivs in *Probleme, Probleme* zum gegenteiligen Schluss, wenn sie feststellt, dass es durch Beatrix' Blick in den Spiegel zur Entfremdung der Protagonistin kommt.²⁴¹ Im Doppelgänger im Spiegel findet Bachmann ein beruhigendes Moment, denn der Doppelgänger ermöglicht es, die Grenzen des Eigenen zu verlassen und sich mit dem Fremden einzulassen. Der Mensch steht sich in seinem Spiegelbild fremd gegenüber. Dies kann ihn faszinieren und beruhigen wie in *Probleme, Probleme*, das Treffen auf einen Doppelgänger kann aber auch als beängstigend erlebt werden, wie in *Ein Wildermuth*, wenn der Protagonist „zusehends Unruhe verspürt, einfach deswegen, weil er seinen Namen immer wieder lesen mußte als den eines Fremden“²⁴².

Das Zusammenführen der Welten des Eigenen und des Fremden wird von Bachmann aber auch als unmöglich beschrieben, wie in *Unter Mördern und Irren*, denn „alle operierten sie also in zwei Welten und waren verschieden in beiden Welten, getrennte und nie vereinte Ich, die sich nicht begegnen durften“²⁴³, oder es kommt zur völligen Verzweiflung, wenn der Blick in den Spiegel dem Individuum dessen eigene Fremde vor Augen führt, wie dies

²³⁶ Bachmann, Ingeborg: *Probleme, Probleme*. Band 2. S. 332.

²³⁷ Vgl.: Meyer, Imke: *Jenseits der Spiegel kein Land: Ich-Fiktionen und Identitäts-Illusionen in Texten von Franz Kafka und Ingeborg Bachmann*. Diss. Washington 1993. S. 114.

²³⁸ Bachmann, Ingeborg: *Probleme, Probleme*. Band 2. S. 328.

²³⁹ Ebd.

²⁴⁰ Zur Funktion des Spiegels in *Malina*. Vgl.: Kapitel 2.4.4. Das Ich und das Fremde. S. 107f.

²⁴¹ Vgl.: Meyer, Imke: *Jenseits der Spiegel kein Land: Ich-Fiktionen und Identitäts-Illusionen in Texten von Franz Kafka und Ingeborg Bachmann*. Diss. Washington 1993. S. 142-144.

²⁴² Bachmann, Ingeborg: *Ein Wildermuth*. Band 2. S. 217f.

²⁴³ Bachmann, Ingeborg: *Unter Mördern und Irren*. Band 2. S. 171.

bei Franz Joseph Trotha in *Drei Wege zum See* der Fall ist. „Ich bin zu nervös, um dich anschauen zu können wie er [sein Vetter], ich kann mich selber nicht anschauen. Deshalb rasiere ich mich tagelang nicht, weil ich mich erschießen könnte, wenn ich mich im Spiegel sehe.“²⁴⁴

Die menschliche Identität setzt sich bei Bachmann aus den Faktoren des Eigenen und des Fremden zusammen, die sich wechselseitig beeinflussen. In den Erzählungen finden sich keine stringent nachvollziehbaren Identitäten, vielmehr werden diese in verschiedene Bereiche aufgespalten und teilweise auch verschiedenen Figuren zugeordnet. Es kommt zu einer Aufteilung der Persönlichkeit in einen Bereich, der sich aus der Identität, wie sie von außen wahrgenommen wird, und einen Bereich, wie er vom Protagonisten selbst wahrgenommen wird, zusammensetzt. Zu einer besonders klaren Strukturierung der Identität des Protagonisten kommt es in der Erzählung *Das dreißigste Jahr*. Hier steht der Hauptfigur eine Vielzahl an Nebenfiguren gegenüber, die alle den Namen *Moll* tragen. „[...] und dein Freund Moll erträgt deinen Freund Moll nicht, und sie beide sind unnachsichtig gegen deinen dritten Freund Moll“²⁴⁵. In Moll finden sich die verschiedenen, sich teilweise zuwider laufenden Sichtweisen der anderen Personen auf die Identität des Protagonisten und die Art und Weise, wie dessen Identität sich im Lauf der Zeit verändert hat. „Er trifft Moll wieder, da die Welt eines jeden voll von den Molls ist. Aber an diesen Moll erinnert er sich kaum. Es ist der Weißt-du-noch-Moll.“²⁴⁶ Es ist nicht möglich, gegen die Fremdperspektive auf das Eigene anzukämpfen, weil das Ablegen einer Identität immer bedeutet, dass sich an ihrer Stelle eine andere entwickelt; und so fragt sich der Protagonist in *Das dreißigste Jahr* umsonst, „wie vermeidet man Moll?“²⁴⁷, um sich im selben Atemzug die Antwort darauf zu geben. „Welchen Sinn hat es, dieser Hydra Moll ein Haupt abzuschlagen, wenn ihr an Stelle eines jeden wieder zehn neue nachwachsen!“²⁴⁸

Eine Möglichkeit sich vor Moll zu schützen, ist die Akzeptanz der eigenen Identität in ihren verschiedenen Ebenen und Perspektiven, und so gelingt es dem Protagonisten, sich am Ende der Erzählung mit der ihn umgebenden Welt zu versöhnen, indem er, wie viele andere Personen in Bachmanns Erzählungen, einen Blick in den Spiegel wirft und sich als ein Individuum begreift, das ständiger Veränderung unterworfen ist.

Als er kurz vor seiner Entlassung aus der Klinik zum erstenmal in einen Spiegel sah, weil er sich die Haare selber kämmen wollte, und sich, wohlbekannt und

²⁴⁴ Bachmann, Ingeborg: *Drei Wege zum See*. Band 2. S. 422.

²⁴⁵ Bachmann, Ingeborg: *Das dreißigste Jahr*. Band 2. S. 100.

²⁴⁶ Ebd. S. 122.

²⁴⁷ Ebd. S. 125

²⁴⁸ Ebd.

zugleich ein wenig durchsichtiger, vor dem Kissenberg im Rücken aufgerichtet erblickte, entdeckte er inmitten der verklebten braunen Haare ein glänzendes weißes Etwas. Er befühlte es, rückte mit dem Spiegel näher: ein weißes Haar!²⁴⁹

Einen völlig anderen Weg beschreitet die Protagonistin Elisabeth in *Drei Wege zum See*. In dieser Erzählung sind es nicht die Fremdperspektiven auf das Eigene, mit denen sich die Protagonistin auseinandersetzen muss. Es kommt vielmehr zu einer Projektion gewisser Teile des Eigenen, die als fremd erlebt werden und die sich in den Nebenfiguren finden. Auch hier kommt es, wie in *Das dreißigste Jahr*, zu Bachmanns typischem Spiel mit den Namen der Figuren.

Sämtliche weibliche Figuren der Erzählung tragen den Namen Elisabeth.²⁵⁰ Die erste Figur ist Liz, die Ehefrau des Bruders der Protagonistin. Liz, ein Waisenkind, „das nie eine Familie hatte²⁵¹“, wird in die Familie der Matrei aufgenommen und erlebt zum ersten Mal „was ein Zuhause ist“²⁵². Sie beschreitet somit den umgekehrten Weg der Protagonistin, denn während sich diese immer mehr von ihrer Heimat entfremdet und schließlich in die Fremde flüchtet, findet Liz nach einem Dasein in der Fremde schlussendlich ein Zuhause. Liz wird von der Protagonistin als neue Schwester, als eine „sister-in-law“, ein Schwester durch das Gesetz²⁵³ empfunden, die ab dem Zeitpunkt der Heirat ihren Platz in der Familie einnehmen kann. „Es gibt wieder eine Frau Matrei, hatte sie in London gesagt, lachend, und sie würden also nicht aussterben, denn Liz würde sicher Kinder wollen.“²⁵⁴ In Liz findet sich ein alternativer Weg, der sich der Protagonistin Elisabeth bietet, um zu ihrer eigenen Identität zu finden. Liz findet eine Heimat in der Familie Matrei und erlebt zugleich das Fremde als eine Herausforderung, der sie positiv gegenübersteht, während Elisabeth sich der Heimat entfremdet hat und dem Fremden ablehnend gegenübersteht. „Es gab überhaupt keine Orte mehr für Elisabeth, die ihr nicht wehtaten, aber diese liebe kleine Person hatte noch einige Städte vor sich zum Bestaunen und sie würde sie in ihrer Begeisterung alle aufregend und schön finden.“²⁵⁵

Die dritte Frauenfigur, die den Namen Elisabeth trägt, ist Elisabeth Rapatz, geborene Mihailovics. Während Liz von der Protagonistin positiv erlebt wird, steht sie Elisabeth Rapatz negativ bzw. bedauernd gegenüber.²⁵⁶ In dieser Figur findet sich eine weitere

²⁴⁹ Ebd. S. 136.

²⁵⁰ Vgl.: Folkvord, Ingvild: *Sich ein Haus schreiben. Drei Texte aus Ingeborg Bachmanns Prosa*. Hannover-Laatzten: Wehrheim 2003. S. 199f.

²⁵¹ Bachmann, Ingeborg: *Drei Wege zum See*. Band 2. S. 396.

²⁵² Ebd.

²⁵³ Ebd. S. 405.

²⁵⁴ Ebd. S. 399.

²⁵⁵ Ebd. S. 405.

²⁵⁶ Vgl.: Ebd. S. 424.

Möglichkeit einer Identitätsbildung, wobei in diesem Fall mehr von einer Identitätszerstörung gesprochen werden muss, da Elisabeth Rapatz und ihr Geliebter von ihrem Ehemann, der im Anschluss Selbstmord begeht, erschossen werden. Sie geht in ihrer Heimat zugrunde, in die sie aus Wien wieder zurückgekehrt ist.

Ingeborg Bachmann skizziert in „Drei Wege zum See“ eine Frauengestalt, der sie zwei optionale Identitäten gegenüberstellt, die ihr als Reflexionsgrundlage dienen sollen, um sich über die eigene Identität klar zu werden.

Bevor sie einschlief, dachte sie noch, daß es etwas viel war, jetzt noch eine Elisabeth zu treffen, sie war schon verstört gewesen, als Liz auf dem Registry Office mit vollem Namen genannt wurde, Elisabeth Anne Catherine, mit einem Familiennamen dazu, den Elisabeth sofort wieder vergessen durfte, weil sie ihn vorher nicht gewußt hatte und er jetzt keine Rolle mehr spielte, für die neue Frau Matri. ²⁵⁷

Elisabeth erkennt sich in beiden Figuren wieder. Bei Liz vollzieht sich dieser Vorgang auf einer intellektuellen Ebene, während Elisabeth Rapatz die Protagonistin vor allem emotional berührt. Es kommt zu einer Aufspaltung der Persönlichkeit im Sinne Freuds, bei der Elisabeth zwischen den beiden Figuren die Rolle des Ichs einnimmt, das zwischen dem Über-Ich und dem Es steht. In beiden Figuren findet die Protagonistin zwar Teile des Eigenen, doch steht sie diesen Teilen fremd gegenüber. ²⁵⁸ Die Identität ist für sie weder im Eigenen noch im Fremden zu finden, sondern in der Schwelle dazwischen. ²⁵⁹

Ich, dieses Bündel aus Reflexen und einem gut erzogenen Willen, Ich ernährt vom Abfall aus Geschichte, Abfällen von Trieb und Instinkt, Ich mit einem Fuß in der Wildnis und dem anderen auf der Hauptstraße zur ewigen Zivilisation. Ich undurchdringlich, aus allen Materialien gemischt, verfilzt, unlöslich und trotzdem auszulöschen durch einen Schlag auf den Hinterkopf. Zum Schweigen gebrachtes Ich aus Schweigen... ²⁶⁰

²⁵⁷ Ebd. S. 424f.

²⁵⁸ Vgl.: Kapitel 2.1.2. Das Fremde in der Psychoanalyse. S. 18. und S. 22.

²⁵⁹ Zur Bedeutung des Doppelgängermotivs finden sich einige Deutungen in: Grimm-Hamen, Sylvie: Der Jäger und seine Beute. In: Über die Zeit schreiben. Literatur- und kulturwissenschaftliche Essays zum Werk Ingeborg Bachmanns. Band 1. Hrsg. v. Monika Albrecht und Dirk Göttsche. Würzburg: Königshausen und Neumann. 1998. S. 216.

²⁶⁰ Bachmann, Ingeborg: Das dreißigste Jahr. Band 2. S. 102.

2.2.4. Die Liebe des Fremden

In zahlreichen ihrer Erzählungen beschäftigt sich Ingeborg Bachmann mit den Verhältnissen und der Machtausübung zwischen den Geschlechtern, mit der „Blockade zwischen ihr und ihm und der Welt“²⁶¹. Es werden verschiedene Beziehungsmodelle geschildert, die sich um den Problemkomplex gruppieren, wie das Fremde des Anderen anerkannt werden kann, ohne es aufzulösen.

Geht man von Hegels These aus, dass die Unterscheidung zwischen dem Fremden und dem Eigenen durch die Liebe aufgehoben wird, findet sich die Liebe in den Erzählungen Bachmanns nur äußerst selten.²⁶² Die Anwendung von Hegels These greift hier aber zu kurz, da sie voraussetzt, dass sich Bachmanns ProtagonistInnen über ihr Eigenes im Klaren sind. Im Verlauf dieser Arbeit wurde gezeigt, dass ihnen die Anerkennung des Eigenen unmöglich ist. Die Beziehungen sind durch das Fremde im Eigenen und durch das Suchen des Eigenen im Fremden zum Scheitern verurteilt. So bedienen sich Bachmanns Figuren zumeist des Vernichtungs- oder des Assimilationsmodells, seltener des multikulturellen und niemals des interkulturellen Modells.²⁶³ Es soll nun versucht werden, einige Beziehungen exemplarisch zu behandeln, um zu zeigen, welche Modelle die Autorin darstellt und wie versucht wird, das Fremde zu überwinden, ohne es auszulöschen.

In *Drei Wege zum See* entspricht die Beziehung zwischen Franz Joseph Trotta und Elisabeth exakt dem Assimilationsmodell. In diesem Modell wird das Fremde dem Eigenen gleichgemacht. Am Fremden werden Attribute des Eigenen festgestellt, wodurch das Fremde in das Eigene überführt wird. Dies kann auf einer emotionalen aber auch auf einer rationalen Ebene funktionieren. Franz Joseph Trotta nutzt beide Ebenen, um Elisabeth an sich selbst anzugleichen, wobei hier zu beachten ist, dass es in diesem Fall, da Trotta das Klischee des Fremden an sich verkörpert, zu einer Assimilation des Eigenen im Fremden kommt.

[...] aber zumindest hatte er sie gezeichnet, nicht in dem üblichen Sinn, nicht weil er sie zur Frau gemacht hatte – denn zu der Zeit hätte das auch schon ein anderer tun können -, sondern weil er sie zum Bewußtsein vieler Dinge brachte, seiner Herkunft wegen, und er, ein wirklich Exilierter und Verlorener, sie, eine Abenteurerin, die sich weiß Gott was für ihr Leben von der Welt erhoffte, in eine Exilierte verwandelte, weil er sie, erst nach seinem Tod, langsam mit sich zog in den Untergang, sie den Wundern entfremdete und ihr die Fremde als Bestimmung erkenne ließ.²⁶⁴

²⁶¹ Bachmann, Ingeborg: *Simultan*. Band 2. S. 312.

²⁶² Vgl.: Kapitel 2.1.2. Das Fremde in der Philosophie. S. 11f.

²⁶³ Vgl.: Kapitel 2.1.5. Das Fremde in der Gender-Forschung. S. 32-34.

²⁶⁴ Bachmann, Ingeborg: *Drei Wege zum See*. Band 2. S. 415.

Dieses Fremde, das Elisabeth durch den Tod Trottas zur Bestimmung wird²⁶⁵, findet sie einerseits in Manes, mit dem sie eine leidenschaftliche Beziehung beginnt, andererseits im Vetter Trottas, den sie am Flughafen kennen lernt.

In der Figur Manes' findet sich, wie auch schon bei Trotta, eine direkte Bezugnahme auf das Fremde. Er ist für Elisabeth der unbekannte Fremde, der anziehend wirkt, aber im gleichen Maße auch mit Angst besetzt ist, da Elisabeth von ihren Freunden vor ihm gewarnt wird. „Maurice sagte: Paß auf, Elisabeth, er ist gefährlich. Jean Marie sagte: Nimm dich in acht, ich muß dich unbedingt vor ihm warnen, auf den fällt jede herein.“²⁶⁶ Elisabeth kommt ihm erst näher, als er von ihr im Fremden verortet wird.

[...] sie stand auf und tanzte mit diesem Mann, der ihr unsympathisch war, und [...] bemerkte: Sie sind aber auch kein Franzose, kein echter jedenfalls. Nein, ein falscher, sagte er befriedigt, aus Zlotogrod, Galizien, und obendrein gebe es diesen Ort gar nicht mehr, aber von solchen Dingen habe sie sicher nie etwas gehört.²⁶⁷

Wie schon Franz Joseph Trotta wird auch Manes von Bachmann aus Joseph Roths *Kapuzinergruft* entlehnt und bildet einen weiteren Aspekt des Fremden. Während Trotta „exterritorial“²⁶⁸ ist und dadurch zum heimatlosen Fremden wird, ist Manes' Heimat in der Fremde. Beide Beziehungen zu den Fremden enden für Elisabeth tragisch. Franz Joseph Trotta nimmt sich das Leben und Manes verschwindet ohne Vorwarnung.²⁶⁹

Die Beziehung mit Manes wird von Elisabeth anfänglich als ekstatisch erlebt, doch diese Ekstase verschwindet in dem Moment, als er zu einem Mann wird, „der ein Gesicht und einen Namen für sie bekam“²⁷⁰. Die Beziehung zwischen Elisabeth und Manes wird durch die Auflösung der Fremde zwischen ihnen auf eine Ebene gehoben, die dazu führt, das der ekstatische Moment verschwindet, Elisabeth dafür „langsam daran glaubte, sich ihr Leben mit ihm genau vorstellen zu können, eine Zukunft mit ihm“.²⁷¹ Diese Beziehung funktioniert auf einem umgekehrten multikulturellen Modell. Das Eigene Elisabeths wird zwar akzeptiert und auch aufgesucht, allerdings darf es sich nicht mit dem Fremden Manes vermischen, und so verwundert es nicht, dass Manes verschwindet, sobald sich die Protagonistin in einer längerfristigen Beziehung wähnt.

²⁶⁵ Vgl.: Mahrtdt, Helga: Öffentlichkeit, Gender und Moral: von der Aufklärung zu Ingeborg Bachmann. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht. S. 264.

²⁶⁶ Bachmann, Ingeborg: Drei Wege zum See. Band 2. S. 434.

²⁶⁷ Ebd. S. 436.

²⁶⁸ Ebd. S. 475.

²⁶⁹ Vgl.: Achberger, Karen R.: Understanding Ingeborg Bachmann. University of South Carolina 1995. S. 163.

²⁷⁰ Bachmann, Ingeborg: Drei Wege zum See. Band 2. S. 437.

²⁷¹ Ebd.

In beiden Beziehungsmodellen, dem Assimilationsmodell Trotts und dem multikulturellen Modell Manes, lässt sich eine wichtige Entwicklung der Protagonistin feststellen. Beide Modelle werden in umgekehrter Weise verwendet, es kommt also nicht zu einer Ausrichtung des Fremden auf das Eigene, sondern vielmehr wird das Fremde dem Eigenen zur Bestimmung. Die unüberbrückbare Fremde führt schlussendlich auch dazu, dass es Elisabeth und Branco bei ihrem Zusammentreffen am Flughafen nicht möglich ist, durch einen Dialog eine Beziehung zu erreichen, die auf dem interkulturellen Modell funktioniert. Branco schafft es nur, ein höfliches „Ich liebe Sie. Ich habe Sie immer geliebt.“²⁷² auf ein Blatt zu schreiben. Es kommt hierbei zu keiner sozialen Gleichberechtigung, sondern vielmehr zu einem Aufblicken Brancos zu der Protagonistin. Es ist keine Inklusion möglich, da es zu keiner fortschreitenden Individualisierung und gleichzeitigen Einbeziehung des Anderen zwischen Elisabeth und Branco kommt. Sie stehen sich weiter fremd gegenüber.

Eine ähnliche Konstellation finden man zwischen Josip und Maria in *Die Fähre*. Obwohl Josips Augen „jung und scharf“²⁷³ sind, kann er „ihre [Anm.: Marias] Augen nicht verstehen und [wird] die Schweigende fortschicken. Er wird nichts von ihrer Traurigkeit und ihrer Liebe wissen“²⁷⁴, denn „er ist von fremder Unerbittlichkeit beherrscht“²⁷⁵. Zwischen den beiden liegt das Fremde, dessen Symbol sich im Fluss findet, der „sich mit breiter Kraft zwischen das Land drängt und Trennung bedeutet“²⁷⁶. Josip schafft es trotz seines Berufs als Fährmann nicht, den Fluss zu überqueren und so trennt sich das Paar, wie in vielen Erzählungen Bachmanns, ein weiteres Mal, ohne einander verstehen zu können.

Das Nicht-Verstehen zwischen Mann und Frau wird jedoch nicht nur als negativ dargestellt, sondern bietet durch seine Losgelöstheit von der „Suche nach Übereinstimmungen“²⁷⁷ durchaus Raum für eine spezielle Form der Liebe, wie sie sich auch bei Elisabeth und Manes findet, bevor sie die Schwelle des Fremden überschreiten. Der Protagonist in *Ein Wildermuth* steht nicht nur der Frau, sondern auch seinem eigenen Körper fremd gegenüber. „Ich erkannte meinen Körper nicht wieder und begriff ihn ein einziges Mal.“²⁷⁸ Man fühlt sich hier an Plessners These erinnert. „Nur das Unverständliche sucht man zu verstehen und mit ihm vertraut zu werden, nur das Vertraute

²⁷² Ebd. S. 477.

²⁷³ Bachmann, Ingeborg: *Die Fähre*. Band 2. S. 10.

²⁷⁴ Ebd. S. 12.

²⁷⁵ Ebd.

²⁷⁶ Ebd. S. 14.

²⁷⁷ Bachmann, Ingeborg: *Ein Wildermuth*. Band 2. S. 245.

²⁷⁸ Ebd. S. 245.

kann man sich entfremden, um es in den Blick zu bekommen, es zu überblicken.“²⁷⁹ Durch das Aufeinandertreffen mit einer fremden Frau entfremdet sich der Protagonist so weit von sich selbst, dass es ihm kurzzeitig möglich ist, seinen Körper zu begreifen. In *Ein Wildermuth* wird ein Gegenprogramm zum interkulturellen Modell entwickelt, bei dem es darum geht, die Differenz zwischen den Geschlechtern durch die Sprache auszuschalten. In dieser Erzählung wird die Sprache völlig beiseite geschoben, um so auch das Fremde innerhalb einer Beziehung zu beseitigen, denn, wie von Bachtin gezeigt wird, „bewegt sich die Sprache [...] auf der Grenze zwischen dem Eigenen und dem Fremden“²⁸⁰. In Sprache sind somit die Ursache und die Lösung für das Fremde zwischen Mann und Frau zu suchen. In *Ein Wildermuth* wird das Fremde über die reine Körperlichkeit überwunden.

Ich habe mit diesem bleichen geduldigen Körper Wandas so übereingestimmt, so die Liebe vollzogen, daß jedes Wort sie gestört hätte und kein Wort, das nicht gestört hätte, zu finden war.
Gerda mit ihrer Blumensprache – wie will sie aufkommen gegen dieses Schweigen von damals! Könnte man diese Sprache bloß austilgen, ihr abgewöhnen, mit der sie mich so entfernt von sich.²⁸¹

Dem gegenüber steht die Erzählung *Ein Schritt nach Gomorrha*. Auch hier dient die Sprache weniger als Möglichkeit für Liebe, denn als trennendes Moment innerhalb einer Beziehung. „Immer hatte sie diese Sprache verabscheut, jeden Stempel, der ihr aufgedrückt wurde und den sie jemand aufdrücken mußte – den Mordversuch an der Wirklichkeit.“²⁸² Liebe ist durch die Sprache unmöglich, sie wird von der Protagonistin durch Loyalität ersetzt, „[...] ein Fremdwort in jedem Sinn. Sie bestand auf dem fremden Wort, weil sie noch nicht auf dem fremdesten bestehen konnte. Liebe. Da keiner es sich zu übersetzen verstand.“²⁸³ Diese Loyalität findet sie in der Ehe, die sich darauf gründet, „daß er von ihrem Körper nichts verstand. Dieses fremde Gebiet hatte er wohl betreten, durchstreift, aber er hatte es sich bald eingerichtet, wo es ihm am bequemsten war“²⁸⁴. Hier entsteht sowohl durch die Sprache als auch durch den Körper das Fremde zwischen den Geschlechtern.

Eine Ausnahmestellung in den Erzählungen Bachmanns nimmt hier sicherlich *Simultan* ein, die durch ihr Ende offen lässt, ob es den ProtagonistInnen Nadja und Ludwig möglich

²⁷⁹ Plessner, Helmuth: Mit anderen Augen. In: Plessner, Helmuth: Zwischen Philosophie und Gesellschaft. Ausgewählte Abhandlungen und Vorträge. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1979. S. 238.

²⁸⁰ Bachtin, Michail M.: Die Ästhetik des Wortes. Hrsg. v. Rainer Gröbel. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1979. S. 185.

²⁸¹ Bachmann, Ingeborg: *Ein Wildermuth*. Band 2. S. 245.

²⁸² Bachmann, Ingeborg: *Ein Schritt nach Gomorrha*. Band 2. S. 208.

²⁸³ Ebd. S. 209.

²⁸⁴ Ebd. S. 207.

sein wird, das bestehende Fremde zwischen ihnen zu überwinden. Wie schon gezeigt wurde, fungieren sowohl die Sprache als auch die reine Körperlichkeit als trennendes Moment innerhalb einer Beziehung. In *Simultan* wird jedoch die Schwelle des Fremden überschritten, indem sich die ProtagonistInnen, wie der Titel der Erzählung schon erahnen lässt, verschiedener Sprachen und einer geregelten Körperlichkeit bedienen. Das Fremde zwischen Nadja und Ludwig dient sowohl der gegenseitigen Anziehung als auch der nötigen Distanz, um sich in manchen Momenten der Überwindung des Fremden anzunähern, ohne es aufzulösen.

Sie wusste bloß nicht, was sie deswegen einander zu sagen hatten, nur weil sie beide aus dieser Stadt kamen und eine ähnliche Art zu sprechen hatten, vielleicht hatte sie auch nur, [...], geglaubt, er bringe ihr etwas zurück, [...], ein geisterhaftes Gefühl von einem Daheim, das nirgends mehr für sie war.²⁸⁵

Beide Protagonisten pendeln, um ihre Gefühle auszudrücken, zwischen verschiedenen Sprachen, wodurch es ihnen möglich wird, die Fremdworte, durch welche die Liebe in *Ein Schritt nach Gomorrha* verhindert wird, zu umgehen. Bachmann erzeugt hier ein Paradoxon, das dem Gefühl des Fremden entspricht. Im Fremden finden sich immer Teile des Eigenen, wie sich auch im Eigenen Teile des Fremden finden, wodurch es einerseits zur Furcht vor dem Fremden kommt, das Fremde andererseits daraus seine Anziehungskraft bezieht. Auch die Protagonisten in *Simultan* entdecken in fremden Worten die Inhalte, die sie auszudrücken versuchen, gleichzeitig sind ihnen diese fremden Worte zumeist näher als ihre ursprüngliche Muttersprache. Sie pendeln zwischen der entfremdeten eigenen Sprache und den fremden Sprachen, die sie sich zu Eigen gemacht haben. „Die Antwort kam, weil sie sie nicht französisch suchte, sondern in ihrer eigenen Sprache, und weil sie jetzt mit einem Mann reden konnte, der ihr die Sprache zurückgab und der, dessen war sie sicher, terribly nice war, [...]“²⁸⁶ Die Protagonistin bedient sich, wie auch in ihrem Beruf als Simultandolmetscherin, eines Schaltbretts zwischen den Sprachen, das aber nur funktionieren kann, wenn sie ihre Vernunft ausschaltet.

Sie verschluckte ein »chéri«, [...], sie reib sich beide Ohren, wo sonst ihre Kopfhörer anlagen, ihre Schaltungen automatisch funktionierten und die Sprachbrüche stattfanden. Was für ein seltsamer Mechanismus war sie doch, ohne einen einzigen Gedanken im Kopf zu haben, lebte sie, eingetaucht in die Sätze anderer, und mußte nachtwandlerisch mit gleichen, aber anderslautenden Sätzen sofort nachkommen, sie konnte aus »machen« to make, faire, far, hacer und delat' machen, jedes Wort konnte sie so auf einer Rolle sechsmal herumdrehen, sie durfte nur nicht denken, daß machen wirklich machen, faire faire, fare fare, delat'

²⁸⁵ Bachmann, Ingeborg: *Simultan*. Band 2. S. 285.

²⁸⁶ Ebd. S. 289.

delat' bedeutete, das konnte ihren Kopf unbrauchbar machen, und sie mußte schon aufpassen, daß sie eines Tages nicht von den Wortmassen verschüttet wurde.²⁸⁷

Sie bedient sich der verschiedenen Sprachen völlig emotional, um ihnen den Charakter des Fremden zu lassen, denn ein Nachdenken würde die Sprachen sofort in ein System zwingen, ihnen das Impulsive und Neue nehmen, sie somit zu Tod verwalten und zu etwas Gewöhnlichem machen.²⁸⁸

Das Fremde zwischen den ProtagonistInnen ist es, das ihre Beziehung am Leben erhält. Das Fremde findet sich sowohl in der Sprache, als auch im Umgang mit dem Körper des anderen. Nadja wechselt im Lauf der Erzählung innerhalb kürzester Zeit mehrere Male zwischen Distanzierung und Annäherung.

Im Zimmer, als er sie umarmte, begann sie wieder zu zittern, wollte nicht, konnte nicht, sie fürchtete zu ersticken oder ihm unter den Händen wegzusterben, aber dann wollte sie es doch, es war besser von ihm erstickt und vernichtet zu werden [...], sie kämpfte nicht mehr, ließ es sich mit sich geschehen, sie blieb fühllos liegen, drehte sich ohne ein Wort von ihm weg und schlief sofort ein.²⁸⁹

In *Simultan* skizziert Bachmann die Möglichkeit einer funktionierenden Beziehung sowie eine Möglichkeit im Umgang mit dem Fremden, in dessen „bewährbaren Zugänglichkeit des original Unzugänglichen“²⁹⁰ zugleich auch die Lösung zu finden ist. Über das Fremde ist es dem Menschen möglich, sich dem Unzugänglichen der anderen Menschen anzunähern, ohne deren Individualität durch die Annäherung aufzulösen. Sprache und Körper sind hier sicherlich als die wichtigsten Annäherungsmedien zu betrachten, über die eine Liebe im Sinne Hegels, also eine Verdoppelung des Selbst, das sich doch in seiner Synthese selbst gegenübersteht, möglich ist.

Die Liebe war unerträglich. Sie erwartete nichts, forderte nichts und schenkte nichts. Sie ließ sich nicht einfrieden, hegen und mit Gefühlen bepflanzen, sondern trat über die Grenzen und machte alle Gefühle nieder.²⁹¹

²⁸⁷ Ebd. S. 295.

²⁸⁸ Vgl.: Ebd. S. 305.

²⁸⁹ Ebd. S. 312.

²⁹⁰ Husserl, Edmund: Gesammelte Werke. Band 1. Cartesianische Meditationen und Pariser Vorträge. 2. Auflage. Haag: Martinus Nijhoff 1973. S. 144.

²⁹¹ Bachmann, Ingeborg: Das dreißigste Jahr. Band 2. S. 115.

2.3. Ingeborg Bachmanns *Das Buch Franza*

*Denn die Tatsache, die die Welt ausmachen – sie brauchen das Nichttatsächliche, um von ihm aus erkannt zu werden.*²⁹²

2.3.1. Das Fremde zwischen den Menschen

In *Das Buch Franza* finden sich, wie auch in den Erzählungen Bachmanns, zahlreiche Möglichkeiten und Ebenen einer Beziehung, die sich um mehrere Themen- bzw. Problemkomplexe gruppieren, welche durch ihre Verknüpfungen mit dem Begriff *Fremde* gekennzeichnet sind. „Der Zeitspanne zwischen 1964 und 1966, in der die Autorin [...] an dem Roman *Das Buch Franza* arbeitet, kommt für die Wahrnehmung und Darstellung des Fremden bei Ingeborg Bachmann zentrale Bedeutung zu.“²⁹³

In *Das Buch Franza* steht die Frau der männlich dominierten Welt als Fremde gegenüber. Dieses Fremdsein findet seinen Ausdruck insbesondere in der Sprache der Protagonistin bzw. der Protagonisten. Weiters wird von den Protagonisten, hier sind vor allem Jordan und Martin, der Bruder Franzas, hervorzuheben, versucht, sich das Fremde der Frau anzueignen und dieses somit auszulöschen.

Franza wird von Bachmann als eine Fremde beschrieben, die sich in einer männlich geprägten Welt befindet. „Enigma, meine einzige Schwester, anima, meine Dorfelektra, meine Wilde aus Tschinkowitz und von den Blechhütten, meine Schwimmerin aus der Gail, meine anima. Meine Blöde vom Land, meine kleine Idiotin, meine am Nil gegrillte Seele, wenn ich eine habe, meine einzige und meine nicht vorhandene.“²⁹⁴

Hier kommt es zu Zuschreibungen an die Frau, wie sie auch bei der Beschreibung des Fremden feststellbar sind.²⁹⁵ Die Frau wird als rätselhaft und unentschlüsselbar erlebt, einer Chiffriermaschine²⁹⁶ gleich, in der verständliche Informationen in unverständliches Wortmaterial umgewandelt werden. Die Parallele zum Fremden ist hier unübersehbar,

²⁹² Bachmann, Ingeborg: *Das Buch Franza / Requiem für Fanny Goldmann*. Texte des »Todesarten«-Projekts. Hrsg. v. Monika Albrecht und Dirk Göttsche. München: Piper 2004. S. 11.

²⁹³ Diallo, M. Moustapha: Die Erfahrung der Variabilität. In: *Über die Zeit schreiben*. Literatur- und kulturwissenschaftliche Essays zum Werk Ingeborg Bachmanns. Band 1. Hrsg. v. Monika Albrecht und Dirk Göttsche. Würzburg: Königshausen und Neumann 1998. S. 33.

²⁹⁴ Bachmann, Ingeborg: *Das Buch Franza*. S. 146.

²⁹⁵ Vgl.: Kapitel 2.1.5. Das Fremde in der Gender-Forschung. S. 30f.

²⁹⁶ Enigma (auch Änigma) bedeutet Rätsel. Siehe: Duden. *Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in zehn Bänden*. 3. völlig neu bearbeitete u. erweiterte Auflage. Hrsg. vom Wissenschaftlichen Rat der Dudenredaktion. Band 1. Mannheim u.a.: Dudenverlag 1999. S. 221. Enigma war aber auch die erste mechanische Chiffriermaschine. Siehe: Landwehr, Dominik: *Mythos Enigma*. Die Chiffriermaschine als Sammler- und Medienobjekt. Bielefeld: transcript 2008. S. 19.

wenn die Frau als etwas gesehen wird, das dem Eigenen der männlich geprägten Welt gegenübersteht, mit diesem Eigenen über die Fähigkeit zur Sprache zwar verbunden ist, jedoch niemals verstanden werden kann. „Im «Wissen um das Nicht-Wissen» des Philosophen oder des Menschen, um den es sich in diesem Fall handelt, kommt das Drama der Existenz zum Ausdruck, dessen herausragendstes Symbol der Fremde ist.“²⁹⁷

Die Frau wird als Wilde aus Tschinkowitz, wie schon bei Freud als ein „dark kontinent“²⁹⁸ erlebt, der unerforschbar erscheint und der erst kolonisiert werden muss. Eine weitere Parallele zum Fremden ist die Bezeichnung Franzas als „anima“, wobei es sich hier weniger um die Seele an sich handelt, da diese später noch gesondert erwähnt wird, als um einen Begriff, der aus der analytischen Psychologie C.G. Jungs entlehnt wird. Der Begriff *Anima* bezeichnet bei Jung das Urbild der Frau, das jeder Mann in sich trägt. Jung übersetzt *Anima* nicht als Seele, sondern als Vor-Mutter, also als Jungfrau, die der äußeren Persönlichkeit (Persona) des Mannes innewohnt. Diese Jungfrau ist es, die nach dem Geist des Mannes verlangt.

Animus wird von Jung hingegen als Vor-Geist übersetzt und wohnt der Persona der Frau inne. *Anima* ist somit ein Begriff, der sich auf eine reine Körperlichkeit bezieht, während *Animus* sich auf die Vernunft des Mannes bezieht.²⁹⁹

Es kommt zu einer Gleichsetzung der Frau mit *Körper* und *Begierde* sowie des Mannes mit *Seele* und *Vernunft*³⁰⁰, wobei sich sowohl im Mann als auch in der Frau Teile des jeweils anderen Geschlechts finden. Dieses Feststellen des Eigenen im Anderen bzw. des Anderen im Eigenen ist der Grund für die starke emotionale Beziehung zwischen dem Eigenen und dem Fremden. Auf diese Struktur in Bezug auf die Beziehung zwischen Mann und Frau wird speziell noch in der Analyse des Romans *Malina* eingegangen werden.

Franza empfindet sich in ihrer Beziehung zu Jordan als Fremde, der es nicht möglich ist, die Gründe für ihre Beziehung zu verstehen, geschweige denn zu erklären.

Letzte Frage: warum hat Jordan sich Franza ausgesucht? Franza würde verstehen, wenn er versucht hätte, mit einer anderen Frau zu experimentieren, [...] Franza versteht nicht, warum gerade sie. Warum zerstört jemand ein belangloses Haus, wenn er den Justizpalast anzünden kann, warum bloß irgendeine Person, anstatt einer berühmten Person. Franza sieht nicht hindurch und findet den letzten Schlüssel nicht. Habe da mit einem unaufklärbaren Fall von Blaubart zu tun

²⁹⁷ Bonny Duala-Medy, Leopold-Joseph: Xenologie. Sinn und Zweck einer Lehre vom Fremden. In: Das Eigene und das Fremde. Angst und Faszination. Hrsg. v. Helga Egner. Solothurn: Walter 1994. S. 34.

²⁹⁸ Freud, Sigmund: Die Frage der Laienanalyse. In: Freud, Sigmund: Gesammelte Werke. Band 14. Werke aus den Jahren 1925-1931. Hrsg. v. Anna Freud. London: Imago 1948. S. 241.

²⁹⁹ Vgl.: Jung, Carl G.: Psychologische Typen. Neunte, revidierte Auflage. In: Jung, Carl G.: Gesammelte Werke. Band 6. Hrsg. v. Marianne Niehus-Jung u.a. Zürich: Rascher 1960. S. 503-512.

³⁰⁰ Vgl.: Todorov, Tzvetan: Die Entdeckung Amerikas. Das Problem des Anderen. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1985. S. 185. [=Edition Suhrkamp 213]

gehabt, von Mann, von Faschist, von wer versteht das, wer wird das je verstehen,³⁰¹

Hier zeigen sich mehrere Aspekte des Fremden mit besonderer Deutlichkeit. Für Franza ist, ganz im Sinne Plessners, keine objektive Beurteilung ihrer eigenen Beziehung zu Jordan möglich, da sie diese nicht mit der nötigen Distanz betrachten kann.³⁰² Erst im Lauf der Erzählung, durch ihre immer weiter fortschreitende Entfremdung von Jordan, kommt es zu einem immer größer werdenden Verständnis ihrer Beziehung. Diese Entfremdung ist, auch hier der Theorie Plessners entsprechend, nur durch eine persönliche Krise möglich, denn „die Kraft zum Sehen ist dem Glück der Epoche umgekehrt proportional“³⁰³.

Weiters ist hier eine Angleichung an die männliche Sichtweise der Frau zu bemerken, in welcher der Mann als der aktive Part, die Frau als der passive Part gesehen wird.³⁰⁴ Der Prozess der Angleichung an Jordan ist hier schon so weit fortgeschritten, dass Franza die männliche Perspektive des Mannes auf die Frau annimmt und sich selbst, sowie alle anderen Frauen, als Objekt betrachtet, das passiv darauf warten muss, vom Mann benützt, beurteilt und vernichtet zu werden. Diese Sichtweise wird durch die Bezugnahme auf die *Blaubart*-Erzählung noch weiter verstärkt, in der eine Frau nur knapp der Ermordung durch ihren Ehemann entgeht.³⁰⁵ Die Protagonistin kann nicht nachvollziehen, warum sich Jordan dazu entschieden hat, sie zu vernichten, da sie sich als minderwertig begreift. „Franza will unbewusst zum Opfer werden, sie sucht den Blaubart und findet ihn in neuzeitlicher Gestalt, in dem neuen Gott, dem Psychotherapeuten.“³⁰⁶ Sie konstruiert, wie es auch beim Fremden der Fall ist, ihr Selbstbild aus der Perspektive des Anderen, hier des Mannes, an den sie sich angeglichen hat, und versetzt sich somit in den Status eines Objekts, das in seiner Existenz immer vom Subjekt abhängig ist.

Zu einem späteren Zeitpunkt erkennt Franza durch die nötige Distanz zu ihrer Beziehung mit Jordan, dass die Frau sich nicht durch den Mann konstituiert und es diesem auch nicht möglich ist, sie in seinem Eigenen aufzulösen, auch wenn es ihm gelingen sollte, sie zu zerstören.

³⁰¹ Bachmann, Ingeborg: Das Buch Franza. S. 89.

³⁰² Vgl.: Kapitel 2.1.2. Das Fremde in der Philosophie. S. 14.

³⁰³ Plessner, Helmuth: Mit anderen Augen. In: Plessner, Helmuth: Zwischen Philosophie und Gesellschaft. Ausgewählte Abhandlungen und Vorträge. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1979. S. 239.

³⁰⁴ Vgl.: Kapitel 2.1.5. Das Fremde in der Gender-Forschung. S. 31.

³⁰⁵ Zum Motiv der Blaubart-Erzählung vgl.: Hermansson, Casie: Reading feminist intertextuality through Bluebeard Stories. New York u.a.: Lewiston 2001.

³⁰⁶ Zeller, Eva Christina: Ingeborg Bachmann: Der Fall Franza. Frankfurt a. M.: Peter Lang 1988. S. 67.

Das wiedergefundene Gleichgewicht und die Sicherheit [...] machen die Begegnung mit der Wüste³⁰⁷ zu einem Wendepunkt im Leben des Ichs. Es projiziert in die Erfahrung des Fremden einen Neuanfang, dessen essentielle Dimension an der Wiederherstellung des verlorenen Selbstwertgefühls erkennbar wird. [...]. Hier wird die fremde Welt als Reflexionsraum definiert, in dem Ich die Augen aufgehen, wie es in dem traditionellen Bild der erkenntnisfördernden Sonne dargestellt wird.³⁰⁸

Durch die Auslöschung der Frau wie auch des Fremden kommt es zu einer Leerstelle, die auf das Verschwundene verweist und dieses somit weiterexistieren lässt.³⁰⁹ „Die leere Fläche – der abwesende Körper -, die der ausgelöschte Pol hinterlassen hat, ist nicht nutzlos geworden; sie wird, [...], zur Basis männlich determinierter Sinn- und Bedeutungsgebung.“³¹⁰

[...] in dem Tempel der Königin Hatschepsut, von der jedes Zeichen und Gesicht getilgt war auf den Wänden, durchgehend die Zerstörung [...] zu ihrer Zeit zerstört oder nach ihrem Tod, <von> dem dritten Thutmosis. Siehst du, sagte sie, aber er hat vergessen, daß an der Stelle, wo er sie getilgt hat, doch sie stehen geblieben ist. Sie ist abzulesen, weil da nichts ist, wo sie sein sollte. [...], sie sagte nur: Er hat sie nicht zerstören können. Für sie war das nicht Stein und nicht Geschichte, sondern, als wäre kein Tag vergangen, etwas, das sie beschäftigte.³¹¹

Die Parallelen zwischen Frau und Fremde als Gegenkonstruktion zum (männlichen) Subjekt werden besonders an der Figur Jordans augenscheinlich, denn für ihn ist die Frau einzig und alleine eine Projektionsfläche, um ungeliebte Aspekte seines Eigenen projizieren, analysieren und bekämpfen zu können.³¹² „Er mochte die Frauen nicht, und er mußte immer eine Frau haben, um sich den Gegenstand seines Hasses zu verschaffen.“³¹³ Das (männliche) Subjekt versucht das (weibliche) Objekt, das als fremd betrachtet wird, zu bekämpfen und aufzulösen, da im Fremden immer Aspekte des Eigenen gefunden werden, die als unliebsam erscheinen. Jordan bekämpft das Fremde durch das Mittel der Analyse und Klassifizierung. Die Psychoanalyse begegnet Fremdem über den Weg der Ordnung, indem sie sich die Krankheit durch ihre Bestimmung aneignet. In der Therapie geht es um

³⁰⁷ Auf das Motiv der Wüste wird noch gesondert in Kapitel 2.3.2. Das Fremde und das Eigene. eingegangen werden. S. 79-84.

³⁰⁸ Diallo, M. Moustapha: Die Erfahrung der Variabilität. In: Über die Zeit schreiben. Literatur- und kulturwissenschaftliche Essays zum Werk Ingeborg Bachmanns. Band 1. Hrsg. v. Monika Albrecht und Dirk Göttliche. Würzburg: Königshausen und Neumann 1998. S. 35.

³⁰⁹ Frei Gerlach, Franziska: Schrift und Geschlecht. Feministische Entwürfe und Lektüren von Marlen Haushofer, Ingeborg Bachmann und Anne Duden. Berlin: Erich Schmidt 1998. S. 240.

³¹⁰ Masanek, Nicole: Männliches und weibliches Schreiben? Zur Konstruktion und Subversion in der Literatur. Würzburg: Königshausen & Neumann 2005. S. 93.

³¹¹ Bachmann, Ingeborg: Das Buch Franza. S. 107f.

³¹² Vgl.: Kapitel 2.1.3. Das Fremde in der Psychoanalyse. S. 19. und Kapitel 2.1.5. Das Fremde in der Gender-Forschung. S. 31.

³¹³ Bachmann, Ingeborg: Das Buch Franza. S. 64.

die Wiederherstellung einer gewissen Ordnung, wobei diese Ordnung als eine Annäherung an eine männlich dominierte Gesellschaft gesehen werden muss.³¹⁴

Das waren englische Küsse. Jordan, der ohne Interpretation keinen Satz durchgehen ließ, unterbrach sie, das ist allerdings interessant, was du da sagst, englische Küsse, das ist eine Fehlleistung, denn du wirst gemeint haben angelische, und sie sagte heftig, nein, aber nein, und er sagte, unterbrich mich bitte nicht immer, und er studierte das Problem und analysierte ihre Küsse, von der sprachlichen Seite her und dann von der Erlebnisseite her, und Frieden und Sire fielen nun endgültig unter den Tisch, unbrauchbar. Franza ließ sich, angestrengt zuhörend, analysieren und unterbrach ihn nicht mehr, bis sie ihre englischen Küsse gewogen, zerlegt und pulverisiert, eingeteilt und untergebracht wusste, sie waren nun säuberlich und sterilisiert an den richtigen Platz in ihrem Leben und mit dem richtigen Stellenwert gekommen. Danach sollte eigentlich wirklich nicht mehr geschehen können.³¹⁵

Während Franza als Jugendliche den Aspekt des Fremden in ihrer Beziehung zu einem englischen Captain nicht nur akzeptiert, sondern die Faszination, die der Captain auf sie ausübt, zum Großteil auf dessen Fremdartigkeit beruht, kann Jordan das Fremde nicht als solches annehmen. Er sieht den ihm unverständlichen Ausdruck „englische Küsse“ als eine Fehlleistung Franzas an und pathologisiert ihre Erzählung dadurch. Jordan empfindet sowohl das Fremde wie auch die Frau als eine Konstruktion, die von einem männlichen Subjekt ausgeht. „Als angesehener Psychoanalytiker verfügt er über das Definitionsmonopol von Gesundheit und Normalität, benutzt seine Wissenschaft als Herrschaftsinstrument und verkehrt so eine Form von Rationalität in ihr Gegenteil.“³¹⁶ „[...] er konnte keinen Menschen verlängert sehen, über die Grenzen hinaus, die er ihm setzte.“³¹⁷ Ihm geht es nicht darum, sich mit dem Fremden auseinanderzusetzen, sondern vielmehr will er sich dieses aneignen, es vernichten oder es zumindest verdrängen, wie in der Erzählung *Das Gebell*, in der die Beziehung Jordans zu seiner Mutter und zu seinen früheren Frauen dargestellt wird.

[...] und sie [Anm.: Franza] kam damals nicht auf den naheliegenden Grund, daß Leo ungern erinnert sein wollte an seine Verpflichtung, wie er ungern an seine Mutter und seine früheren Frauen erinnert sein wollte, die eine einzige Konspiration von Gläubigern für ihn darstellten, denen er nur entkam, wenn er sie herabsetzte vor sich und anderen, [...] ³¹⁸

³¹⁴ Vgl.: Kapitel 2.1.3. Das Fremde in der Psychoanalyse. S. 23.

³¹⁵ Bachmann, Ingeborg: Das Buch Franza. S. 42f.

³¹⁶ Mahrtdt, Helga: Öffentlichkeit, Gender und Moral: von der Aufklärung zu Ingeborg Bachmann. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht. S. 206.

³¹⁷ Bachmann, Ingeborg: Das Buch Franza. S. 66.

³¹⁸ Bachmann, Ingeborg: Werke. Hrsg. v. Christine Koschel, Inge von Weidenbaum und Clemens Münster. München: Piper 1978. Bachmann, Ingeborg: Das Gebell. Band 2. S. 378f.

Zugleich ist aber gerade Jordan in seinem Beruf als Psychiater auf das Fremde angewiesen und somit ist seine Furcht vor dem Fremden vielmehr eine Furcht vor dessen Verschwinden.³¹⁹ „Das Problem mit dem Fremden in unserer Zeit, [...], ist nicht die Bedrohung durch das Andere, sondern das Verschwinden des Anderen, und mit ihm des Eigenen.“³²⁰

Jordan benötigt das Fremde der Frau, um seine eigene Persönlichkeit konstituieren zu können und um mit seinen eigenen Mängeln leben zu können, denn das Feststellen eines Mangels am Fremden bedeutet im selben Maße auch das Feststellen eines Mangels am Eigenen.³²¹

In einer anderen Textstufe ist dieses Verhalten für Franza noch nicht nachvollziehbar, da sie sich, durch die fehlende Distanz noch zu keiner Objektivität fähig, ihre Rolle als Fremde noch nicht bewusst machen kann. „Und Franza sagte: warum will jemand eine Frau ermorden? warum haßt jemand Frauen und lebt mit ihnen? und liquidiert sie, nur bedacht, vor der Öffentlichkeit sein Gesicht <nicht> zu verlieren, mehr aber auch <nicht>, denn die Öffentlichkeit, sein einziger Richter, ist ohne Begriffe, [...]“³²²

Der Öffentlichkeit fehlen die Begriffe, da ihre Sprache männlich geprägt ist. Die Frau besitzt keine spezifisch weibliche Ausdrucksmöglichkeit, um ihrer Persönlichkeit Ausdruck verleihen zu können. Hier findet sich, wie so oft in Bachmanns Werken, die Auseinandersetzung mit einer Sprachproblematik, die auf Bachmanns Beschäftigung mit Ludwig Wittgenstein fußt. Der Frau ist es nicht möglich, sich in einer männlich geprägten Welt entfalten zu können, da es ihr an einer eigenen Sprache mangelt. Franza schafft es deshalb auch nicht, Jordan die Stirn zu bieten, da sie sich seiner Sprache bedienen muss, die er naturgemäß besser beherrscht.

[...] ich denke anders, ich denke nicht wie du, obwohl ich wusste, daß es jetzt keinen Zusammenhang ergab, aber das war in mir zusammengelaufen, dieser hilflose Satz, mit dem ich plötzlich auf mir bestehen wollte. Ausgezeichnet, sagte er, dann einmal los, dann wollen wir uns das einmal anhören, was du denkst. So nicht, sagte ich, ich meine, in allem ganz anders. Ja, ganz anders. So wie <man> anders geht oder atmet oder handelt.³²³

³¹⁹ Vgl.: Kapitel 2.1.3. Das Fremde in der Philosophie. S. 11.

³²⁰ Wucherpfennig, Wolf: Fremdheiten: Die erlebte Fremdheit, das konstruierte Fremde und die Entfremdung. . In: Fremde. Hrsg. v. Ortrud Gutjahr. Würzburg: Königshausen & Neumann 2002 (= Freiburger Literaturpsychologische Gespräche. Jahrbuch für Literatur und Psychoanalyse 21). S. 196.

³²¹ Vgl.: Kapitel 2.1.5. Das Fremde in der Gender-Forschung. S. 31f.

³²² Bachmann, Ingeborg: Das Buch Franza / Requiem für Fanny Goldmann. Texte des »Todesarten«-Projekts. Hrsg. v. Monika Albrecht und Dirk Göttsche. München: Piper 2004. S. 183.

³²³ Ebd. S. 58.

Einen Ausweg bietet nach Martins Meinung, die Heimat Franzas, das mehrsprachige Galicien, das in einem nicht klar zurechenbaren Grenzgebiet zwischen Italien, Slowenien und Österreich liegt. Martin sieht in Galicien und dessen Sprache Franzas Rettung, da es Jordan nicht möglich war, die Sprache ihrer Kindheit an sich zu reißen und es ihm somit auch nicht möglich ist, den Teil Franzas zu beherrschen, der sich vor ihrem Zusammentreffen entwickeln konnte.

Wenigstens hatte das Fossil [Anm.: Jordan] nie diesen Boden hier betreten, war nie an die Siegel und Namen herangekommen, mit denen hier alles verschlüsselt war, und nie hatte er Franza gekannt, [...]. so hatte er sie doch genannt, mit dem windischen Namen für Mädchen, die »Gitsche«, die für ihn der Inbegriff aller Gitschen war, mit den schrägstehenden ausdruckslosen Augen.³²⁴

Martin begreift nicht, dass er wie Jordan agiert, wie an dieser Textstelle besonders offensichtlich wird, wenn er Franza als „Inbegriff aller Gitschen“ bezeichnet. Auch er raubt Franza ihre Ausdrucksmöglichkeit als Frau und unterwirft sie einer männlich dominierten Sprache.

Hervorzuheben ist weiters die Situation, in der Martin das erste Mal auf seine kranke, nach Galicien zurückgekehrte Schwester trifft. In der Hauptfassung ist dieses Zusammentreffen folgendermaßen beschrieben:

Ich habe ja gewußt, daß du kommst. Endlich kommst du. Ich habe ja, deswegen bin ich noch auf, ich habe es gewußt. [...]. Die Hauptsache ist, dass du gekommen bist, weißt du – sie stotterte, er hatte nicht mehr recht verstanden, was sie zuletzt gesagt hatte, nur daß sie noch immer etwas zu sagen versuchte und nicht reden konnte.³²⁵

In einem früheren Entwurf heißt es hingegen:

Ich habe ja gewußt, daß Du kommst. Er merkte, dass sie plötzlich nicht weiterwusste, sie würde also gleich ins Italienische fallen, ihrer beider Geheimsprache, einem Gemisch aus Operntexten, Dialekten, die sie von den Wallischen aufgeschnappt hatten, aus Dante und Behördenitalienisch. Alfin sei giunto. Sai. Sono finita, e stanca e morta e muta.³²⁶ [Anm.: Endlich bist du angekommen. Weißt du. Ich bin am Ende und müde und tot und stumm.³²⁷]

Während Martin und Franza in der Hauptfassung schon durch ihre Sprache getrennt sind und Martin die Sprache seiner Schwester als fremd erlebt, verfügen sie in einer früheren

³²⁴ Ebd. S. 21.

³²⁵ Bachmann, Ingeborg: Das Buch Franza. S. 23.

³²⁶ Ebd. S. 154.

³²⁷ Diese Übersetzung findet sich in den Sacherläuterungen in: Bachmann, Ingeborg: Das Buch Franza / Requiem für Fanny Goldmann. Texte des »Todesarten«-Projekts. Hrsg. v. Monika Albrecht und Dirk Göttsche. München: Piper 2004. S. 238.

Fassung über eine gemeinsame Kommunikationsebene, auf der es Franza möglich ist, Martin über ihrer Zustand in Kenntnis zu setzen, wenn auch hier, ausgedrückt durch das Wort *muta*, ein Verweis auf das Verstummen der Frau in einer männlich geprägten Sprachwelt zu entdecken ist. Hier findet sich ein Indiz dafür, dass Bachmann ursprünglich vorhatte, Martin zu der Zentralfigur des Todesartenprojekts zu entwickeln, wodurch sie weniger Bedacht auf die Ausdrucksmöglichkeit Franzas legte. „Im Lauf des Arbeitsprozesses wurde Franzas Bruder nicht zuletzt dadurch, dass er bis zum Schluß, wenn auch mehr als das »Fossil« Jordan, so doch im Grund recht wenig von ihrer Leidensgeschichte versteht, deutlich relativiert. Martin Ranner trat also hinter die Gestalt seiner Schwester Franza zurück, und zwar in dem Maße, wie diese eine eigene Sprache gewann.“³²⁸

Beim dritten zentralen Mann in Franzas Leben, einem englischen Captain, in den sich Franza in ihrer Jugend verliebt, wird das Motiv der fremden männlichen Sprache noch weiter gesteigert. „I am, you are, das war unbrauchbar, aber versuchen mußte sie es, [...] und sie stellte sich vor einen Soldaten hin und sagte leise: *Sire*.“³²⁹ Franzas „I am, you are“ kann hier als bloßes Zitieren der wenigen Brocken Englisch, die sie beherrscht, gesehen werden, aber bemerkenswert ist hier sicherlich, dass Franza feststellen muss, dass die Unterscheidung zwischen *Ich* und *Du* in einer fremden Sprache unbrauchbar wird, da sich das *Ich* in einer fremden Sprache denjenigen, welche die Sprache beherrschen, unterordnen muss. Somit ist es nicht weiter verwunderlich, dass Franzas erstes Wort, das sie an die fremden Männer richtet, ein unterwürfiges „*Sire*“ ist.

Franza ist durch die fremde Sprache der Frau nicht nur von den drei zentralen Männern in ihrem Leben, sondern auch von ihrer Lebenswelt an sich getrennt, da diese durch ein männliches Subjekt konstruiert wird.

[...] und niemand kann ja reden, niemand kann reden, wenn man ihm ein paar Griffe nicht erlaubt, den Halt nimmt, den er kraft seiner erlernten Welt anzunehmen sich <>, jede Welt ist eine erlernte [...]. Franza hatte zuerst eine andere Sprache erlernt, und die vergaß sie zwar, aber als es ernst <zu> werden begann, als man ihr, als sie sich das Rasiermesser zu geben anfang, dachte sie nur mehr an ihre Sprache. Ja, ja. Nein, nein. und noch immer sagte sie beiläufig: freilich, alsdann, natürlich, mitnichten und wenn schon, und ich meine. Aber sie wusste ja nie, was das alles bedeutete, sie wusste es wirklich nicht. Sie war auf ein paar Grundtöne reduziert.³³⁰

³²⁸ Bachmann, Ingeborg: Das Buch Franza. Nachwort. S. 254.

³²⁹ Ebd. S. 38.

³³⁰ Bachmann, Ingeborg: Das Buch Franza. S. 87.

Franza ist gezwungen, sich einer Sprache zu bedienen, in der sie zwar sehr gut beschreibbar ist, die es ihr aber unmöglich macht, ihre Persönlichkeit auszudrücken. Es kommt zu keiner Dialogizität der Sprache, in der das *Ich* und *Du* aufgehoben werden, wie dies von Waldenfels formuliert wurde, sondern zu einer Fremd-Konstruktion des *Du* durch die Sprache des *Ich*.³³¹

³³¹ Vgl.: Kapitel 2.1.5. Das Fremde in der Gender-Forschung. S. 33.

2.3.2. Das Fremde und das Eigene

Das Fremde klafft nicht nur zwischen Franza und der sie umgebenden Welt, die durch das männliche Subjekt geprägt ist, Franza entfremdet sich auch immer weiter von sich selbst. „[...] wer bin ich, woher komme ich, was ist mit mir, was habe ich zu suchen in der Wüste, [...]“³³²

Franza bemerkt, dass sie sich nicht mehr als ein geschlossenes Ganzes begreifen kann, sondern dass in ihr die Grenzen zwischen Innen und Außen ineinander fließen, wie dies auch beim Kleinkind zu beobachten ist, dessen Grenzen zwischen Ich und Nicht- Ich noch nicht klar definiert sind.

Du sagst wenigstens nur typisch Franza, doch, das denkst, wenn du es nicht sagst, aber ich war immer typisch etwas, eine Schablone, mit der sich operieren liebt, über die er verfügte, ich hatte zu fühlen, was er befahl, [...]. Man vereitelt den anderen, man lähmt ich, man zwingt ihm sein Gehabe ab, dann seine Gedanken, dann seine Gefühle, dann bringt man ihn um den Rest von Instinkt, von Selbsterhaltungstrieb, [...].³³³

Die Identitätsdiffusion Franzas, resultierend aus der Fremd-Konstruktion des *Du* durch das *Ich*, ist in verschiedenen Bereichen zu beobachten.

Seit sie aus dem Bus herausgewankt war, hatte ein Kampf in ihr angefangen, in ihr gingen zwei Gegner aufeinander los, mit einer vehementen Entschlossenheit, ohne sich mehr zu sagen als: Ich oder Ich. Ich und die Wüste. Oder Ich und das andere. Und ausschließlich und nichts Halbes duldend, fingen Ich und Ich an, gegeneinanderzugehen.³³⁴

Die Objektlosigkeit der Wüste zwingt Franza dazu, ihr eigenes Ich zum Objekt ihrer Betrachtungen zu machen und sich mit sich selbst und ihrer Zerstörung auseinanderzusetzen.

Einerseits erscheint diese Landschaft als menschenleere, zivilisationsferne, den Naturgesetzen unterliegende, überzeitliche, Franzas Rückzug, Selbsterfahrung, aber auch einen Aufbruch ins Neue, Unbekannte ermöglichende Einöde. Andererseits spiegelt die Wüste Franzas inneren Zustand der „Verwüstung“, ihre innere Leere und Identitätslosigkeit sowie ihre existentielle Grenzerfahrung wider.³³⁵

³³² Bachmann, Ingeborg: Das Buch Franza. S. 116.

³³³ Ebd. S. 62.

³³⁴ Ebd. S. 92.

³³⁵ Hendrix, Heike: Ingeborg Bachmanns „Todesarten“-Zyklus: Eine Abrechnung mit der Zeit. Würzburg: Königshausen und Neumann. S. 83.

„Als grenzenloser Raum bietet sie [Anm.: die Wüste] einerseits der Verfolgten die Möglichkeit, unterzutauchen und in Frieden zu sterben, andererseits entwirft sie in der Assoziation zu ‚Verwüstung‘ ein Bild von Franzas Seelenzustand, das sie schicksalhaft weiterbegleitet.“³³⁶ Sie erkennt in der Fremde, wie fremd sie sich selbst geworden ist und wie sehr die Ansprüche an die eigene Person den Ansprüchen ihres Umfelds zuwiderlaufen. Franzas Identität entspricht hier Lacans Theorie über die Entwicklung der Persönlichkeit aus dem Spiegelstadium. Durch das Selbstbild im Spiegel kann das Kind sein Selbstbewusstsein entwickeln und sich aus dem Status der Objektlosigkeit lösen.³³⁷

„In einer großartigen Täuschung erkennt sich das Kind auf dem Umweg über den Anderen, indem es ihn als einen Anderen verkennt; nichts anderes bedeutet es nämlich, wenn es den ursprünglich Anderen aus dem Spiegelbild mit sich identifiziert.“³³⁸

Es kommt zu einer Verschiebung des Gefühls der eigenen Entfremdung in die Bereiche der Drogen, des Traums und der Krankheit.

Im Drogenrausch erlebt Franza sich selbst als verdoppelten Körper.

Ich bin zwei geworden, einmal riesengroß und einmal von meiner Größe. Ihre beiden Körper, auf dem Rücken liegend kamen in die Schwebel, die vier Füße gingen in die Höhe, die zwei Köpfe blieben auf dem Teppich, ich muß eins werden, sie dachte immerzu nur daran, daß sie wieder eins werden müsse, [...]. Gestöber von Gedankengeschossen im Flug, es denkt sich etwas, rasend schnell, zu schnell für ein Hirn, die Gedanken fegen und wirbeln neue Gedanken auf. Die Weißen kommen.³³⁹

Franzas „es denkt sich etwas“ erinnert sehr stark an Rimbauds „Ich denke. Man müßte sagen: Es denkt mich. [...] Ich ist ein Anderes.“³⁴⁰ Die Bezugnahme auf Rimbaud wird noch weiter durch das Zitat „Die Weißen kommen“³⁴¹ verstärkt. Hier kommt es zu einer Gleichsetzung der Frau mit den unterdrückten Völkern, worauf später noch genauer eingegangen werden muss.³⁴² Franza erlebt sich nicht nur als einzelnen, sondern auch als

³³⁶ Vgl.: Pichl, Robert: Flucht Grenzüberschreitung und Landnahmen als Schlüssel motive in Ingeborg Bachmanns später Prosa. In: Sprachkunst 16 (1985). S. 227.

³³⁷ Vgl.: Kapitel 2.1.3. Das Fremde in der Psychoanalyse. S. 21f.

³³⁸ Schütze, Jochen K.: Vom Fremden. Wien: Passagen-Verlag 2000. S. 71.

³³⁹ Bachmann, Ingeborg: Das Buch Franza. S. 113f.

³⁴⁰ Rimbaud, Arthur: Briefe und Dokumente. Hrsg. v. Curd Ochwadt. Reinbeck: Rowolth 1964 (= Rowolths Klassiker der Literatur und Wissenschaft 16). S. 21.

³⁴¹ Dieses Zitat bezieht sich auf Rimbauds Prosagedichtzyklus „Une saison en enfer“ in dem zu finden ist „Die Weißen gehen an Land“ (Les blancs débarquent). Dieses Motiv findet sich immer wieder in Abwandlungen in „Das Buch Franza“. Vgl.: Sacherläuterungen. In: Bachmann, Ingeborg: Das Buch Franza / Requiem für Fanny Goldmann. Texte des »Todesarten«-Projekts. Hrsg. v. Monika Albrecht und Dirk Göttsche. München: Piper 2004. S. 231.

³⁴² Vgl.: Allerkamp, Andrea: Stationen der Reise durch die Ich-Landschaften – Zwischen Arthur Rimbaud und Ingeborg Bachmann. In: Literarische Tradition heute. Deutschsprachige Gegenwartsliteratur in ihrem Verhältnis zur Tradition. Hrsg. v. Gerd Labrousse und Gerhard Knapp. Band 24. Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik. Amsterdam: Rodopi 1988. S. 165-175.

ein „riesengroßer“ Körper. Sie sieht sich selbst einerseits als ein Individuum, andererseits als ein *pars pro toto*, das für alle Frauen sowie für alle Unterworfenen im Allgemeinen steht. Rimbauds „Ich ist ein Anderes“ kann hier zweifach interpretiert werden. Einerseits sieht Franza sich als eine Stellvertreterin in einem Gesamtsystem der Unterdrückung, andererseits sieht sie sich selbst als eine Konstruktion durch die männlich dominierte Welt.³⁴³

Ich muß laufen, es wird schon deutlicher, er ist es, ich muß noch bis zu ihm, aber es war nicht Martin, der zurückwich, aber er ist es ja, er in dem weißen Mantel, er steigt aus dem Bild, er ist gekommen aus Wien, in dem Trostmantel, um mich heimzuholen, nein, in dem schrecklichen Mantel, den er abwirft, aber er ist es nicht. Mein Vater. Ich habe meinen Vater gesehen. Er wirft seinen Mantel ab, seine vielen Mäntel ab. [...]. Aber es ist nicht er, er ist nicht mein Vater. Wer ist er denn?³⁴⁴

Die männlich dominierte Welt findet ihr eindruckvollstes Bild in der Figur des Vaters, der zugleich auch Jordan, Martin und der ehemalige KZ-Arzt Körner ist, abhängig davon, welcher *Mantel* bzw. welche Identität übergestreift wird.

Ähnliche Gleichsetzungen finden sich auch in Franzas Traum, in dem Jordan in einer Gaskammer die Schläuche aus der Wand löst und das Gas in den Raum einströmen lässt, in dem sich Franza befindet.³⁴⁵ „Es sind der Traum und die Traumarbeit, die Franza über ihre Mörder aufklären. [...]. Das Traumbewusstsein weiß mehr als das wache Bewusstsein.“³⁴⁶

Sie beschreibt den Traum als eine Offenbarung, in dem sich aus dem Chaos eine klare Linie hervorhebt, die das persönliche Drama aus der Banalität emporhebt und zu es zu einem allumfassenden Drama macht³⁴⁷.

[...], deinen Vater und einen Gesellen, der Jordan heißt, in einer Person, und ebenbürtig einer großen Figur fängt der Hymnus an, die ersten unterirdischen Querverbindungen, {...}, und in dem Traum hieß es: das ist der Friedhof der Töchter. Und ich sah auf mein eigenes Grab hinunter, denn ich gehörte zu den Töchtern, und mein Vater war nicht da. Aber ich war seinetwegen gestorben und hier begraben.³⁴⁸

Franza ist es erst in der Fremde durch das Zurückgeworfensein auf sich selbst möglich, das eigene Fremde in Form des Unbewussten zuzulassen und erkennen zu können und sich mit ihm über ihre Träume und über Stellvertreter auseinanderzusetzen.³⁴⁹

³⁴³ Vgl.: Zeller, Eva Christina: Ingeborg Bachmann: Der Fall Franza. Frankfurt a. M.: Peter Lang 1988. S. 88.

³⁴⁴ Bachmann, Ingeborg: Das Buch Franza. S. 115.

³⁴⁵ Vgl.: Ebd. S. 74.

³⁴⁶ Zeller, Eva Christina: Ingeborg Bachmann: Der Fall Franza. Frankfurt a. M.: Peter Lang 1988. S. 74.

³⁴⁷ Vgl.: Bachmann, Ingeborg: Das Buch Franza. S. 75. (Textstufe IV-3)

³⁴⁸ Ebd.

³⁴⁹ Vgl.: Kapitel 2.1.3. Das Fremde in der Psychoanalyse. S. 19-22.

Der erste Stellvertreter, in dem Franza sich erkennt, ist ein Kamel, das von einigen Männern geschlachtet wird.³⁵⁰ „Ich weiß, wie ich aussehe. Ich sehe aus wie das Kamel, das mich ansieht. Es war ein Geschenk des Bräutigams, sagte Ahmed. Es gab keinen anderen Weg von dem Zelt und aus dem Hof heraus.“³⁵¹ Die Spiegelung ermöglicht es der Protagonistin, wie in *Probleme, Probleme* und *Ein Wildermuth*, die Grenzen des Eigenen zu verlassen und diesem objektiv gegenüberzustehen, allerdings um den Preis der Angst vor dem Doppelgänger, wie sie von Freud festgestellt wurde.³⁵² Der Doppelgänger bezieht seine angsteinflößende Wirkung aus der Wiederholung.³⁵³ In diesem Fall sieht Franza ihr eigenes Schicksal am Kamel wiederholt, denn auch an ihr wurde eine Operation vorgenommen, die von Jordan veranlasst wurde, um eine Abtreibung durchzuführen.

Der zweite Stellvertreter ist eine Frau, die Franza am Bahnhof entdeckt.³⁵⁴ Die Frau ist gefesselt und wird von ihrem Mann an ihren Haaren so festgehalten, dass sie hilflos in die Höhe starren muss. Einer der umstehenden Männer erklärt Franza, dass nicht der Mann verrückt sei, sondern die Frau wahnsinnig. Als Franza nach einiger Zeit wieder zum Bahnhof kommt, erkennt sie in dieser Frau, die längst verschwunden ist, ihre Doppelgängerin.³⁵⁵ „Er hat mich nicht einmal, Franza fing zu schluchzen <an>. Immer wird hier die Frau sein, Franza nickte und ging, ich bin die Frau geworden, das ist es. [...]. Ich liege dort an ihrer Statt. Und mein Haar wird, zu einem langen, langen Strick gedreht, von ihm in Wien gehalten. Ich bin gefesselt, ich komme nie mehr los.“³⁵⁶

Die Erkenntnis Franzas, dass auch sie von den Männern in ihrem Leben brutal beherrscht und in ihrer Belastbarkeit auf die Probe gestellt wurde, erinnert an das *Blaubart*-Märchen, auf das in *Das Buch Franza* immer wieder Bezug genommen wird. Franza stellt schon zu Beginn ihrer gemeinsamen Reise mit Martin die Parallelen zwischen ihrer Beziehung und dem *Blaubart*-Märchen fest, sie erkennt jedoch noch nicht das große System dahinter, wodurch das persönliche Drama zu einem allgemein gültigen wird.³⁵⁷

³⁵⁰ Vgl.: Hendrix, Heike: Ingeborg Bachmanns „Todesarten“-Zyklus: Eine Abrechnung mit der Zeit.

Würzburg: Königshausen und Neumann. S. 95f.

³⁵¹ Bachmann, Ingeborg: *Das Buch Franza*. S. 111.

³⁵² Vgl.: Kapitel 2.2.3. Die fremde Identität. S. 60f.

³⁵³ Vgl.: Kapitel 2.1.3. Das Fremde in der Psychoanalyse. S. 20.

³⁵⁴ Vgl.: Riedner, Ursula Renate: Zwischen der Erfahrung von Zerstörung und utopischem Entwurf. Formen des Umgangs mit dem Fremden in Ingeborg Bachmanns Romanfragment ‚Das Buch Franza‘. In: *Das nahe Fremde und das entfremdete Eigene im Dialog zwischen den Kulturen*. Festschrift für Nabil Kassem. Hrsg. v. Dietlinde Gipsler u.a. Hamburg: edition zebra 1996. S. 325f.

³⁵⁵ Vgl.: Bachmann, Ingeborg: *Das Buch Franza*. S. 127.

³⁵⁶ Ebd.

³⁵⁷ Vgl.: Schwarzkopf, Michael: *BLOOD*. Von geschlossenen und geöffneten Türen. Lektüren einer endlosen Blutspur. In: *Macht Text Geschichte*. Lektüren am Rande der Akademie. Hrsg. v. Markus Heilmann und Thomas Wägenbaur. Würzburg: Königshausen und Neumann 1997. S. 81f.

[...] ich muss wohl getrieben gewesen sein, ins letzte Zimmer zu schauen, die Blaubartehe, auf das letzte Zimmer neugierig, auf geheimnisvolle Weise und zu geheimnisvollen Zwecken getötet zu werden und mich zutotzurätseln an der einzigen Figur, die für mich undurchschaubar war.

Warum bin ich so gehasst worden? Nein, nicht ich, das andere in mir, alle Erklärungen stellen sich ein, [...], wenn ich dir drei Geschichten erzähle, aber ich habe sie nicht.³⁵⁸

Während im *Blaubart*-Märchen die Frau, die erkennt, dass ihr Mann alle seine Frauen ermordet hat, im letzten Moment von ihren Brüdern gerettet wird, verabsäumt Martin dies. Franza bezahlt die Entdeckung des „Friedhofs der Töchter“ mit ihrem Leben, ihr bleibt jedoch die Erkenntnis, durch ihren Tod nicht ausgelöscht werden zu können.

³⁵⁸ Bachmann, Ingeborg: Das Buch Franza. S. 56.

2.3.3. Fremde Länder und ländliche Fremde

Die ProtagonistInnen in *Das Buch Franza* befinden sich in einer Welt, in der die Grenzen zwischen Heimat und Fremde nicht mehr klar definierbar sind. Wie schon in *Drei Wege zum See* kommt es zu ideologischen und emotionalen Verschiebungen, wodurch die Motive der entfremdeten Heimat und der heimatlichen Fremde entstehen.³⁵⁹

„Franza gehörte zwar, wie er [Anm.: Martin], nicht mehr zu den Besitzenden, aber sie war auch ein Fossil, sie hielt fest, das zeigte ja auch die Geschichte mit der Passfälschung, sie bestand auf einmal, wo alles andre ihr genommen war, auf Galicien.“³⁶⁰

Galicien ist für Franza und ihren Bruder Martin ein emotionales Rückzugsgebiet, das sich aus den gemeinsamen Erinnerungen ihrer Kindheit speist, das aber auch eine besondere ideologische Bedeutung erhält, denn Franzas Mann Jordan, „[...] hatte nie diesen Boden hier betreten, war nie an die Siegel und Namen herangekommen, mit denen hier alles verschlüsselt war, [...]“³⁶¹.

Ursula Renate Riedner verweist darauf, dass das polnische Galizien „ein Ort der Koexistenz ukrainischer, polnischer, jüdischer und deutschsprachiger Kultur“³⁶² gewesen sei, sich allerdings „im Zweiten Weltkrieg zum Vernichtungsort der Juden“³⁶³ entwickelt habe.

Als ‚Leidens- und Widerstandsraum‘ ist Galicien Zufluchtsort und utopischer Bereich, Ort eines ursprünglichen Lebens und der Einheit mit der Welt, an dem eine friedliche Koexistenz und eine Liebe zwischen den Geschlechtern als Liebe unter gleichen möglich ist, gleichzeitig ist Galicien aber auch eine vom Untergang gezeichnete Welt, in die die Vernichtung und Zerstörung des Anderen bereits eingeschrieben ist.³⁶⁴

Galicien bezieht sich weiters auf das Dorf Gallizien/Galicija in Kärnten, das an der Grenze zu Slowenien liegt. Durch die Namensgleichheit kommt es jedoch auch zu einem Verweis auf die nordiberische Landschaft Galicien und das südpolnische Galizien. Diese drei geographischen Eckpunkte begrenzen in etwa das Herrschaftsgebiet des Habsburgerreichs und sind somit ein Verweis auf das *Haus Österreich*, in dem die nationalen Grenzen

³⁵⁹ Vgl.: Kapitel 2.2.1. Die Heimat in der Fremde. S. 45-50.

³⁶⁰ Bachmann, Ingeborg: *Das Buch Franza*. S. 33.

³⁶¹ Ebd. S. 22.

³⁶² Riedner, Ursula Renate: Zwischen der Erfahrung von Zerstörung und utopischem Entwurf. Formen des Umgangs mit dem Fremden in Ingeborg Bachmanns Romanfragment ‚Das Buch Franza‘. In: *Das nahe Fremde und das entfremdete Eigene im Dialog zwischen den Kulturen*. Festschrift für Nabil Kassem. Hrsg. v. Dietlinde Gipsler u.a. Hamburg: edition zebra 1996. S. 306.

³⁶³ Ebd.

³⁶⁴ Ebd.

aufgehoben waren.³⁶⁵ Ein weiterer Parallele des Ortes Galicien mit dem *Haus Österreich* ist sicherlich auch die Textpassage: „[...] das hier in Galicien war einmal groß gewesen, ein Reich und ein Name, und jetzt gab es das nicht mehr [...]“³⁶⁶

Die Nationalstaaten in ihrer einheitlichen Struktur können für Bachmann keine Heimat darstellen, da sie in ihnen eine elementare Erfahrung ihrer Kindheit nicht wiederfinden kann. Sie wuchs, wie ihre Protagonistin Franza, im Grenzgebiet Kärntens, im „Dreiländereck. Dreispracheneck“³⁶⁷ auf, wo sie die Mischung von Nationalitäten und Sprachen als etwas Natürliches erlebte. Durch den Nationalstaat ist diese Durchmischung nicht mehr möglich, wie sich am aktuellen und traurigen Beispiel Kärntens in Bezug auf die Zweisprachige-Ortstafel-Debatte zeigt. Bachmann stellt dem nationalstaatlichen Konzept bewusst die Staatsutopie des *Hauses Österreich* gegenüber, das in seiner Konzeption nicht mit dem Habsburger Reich gleichgesetzt werden kann. Vielmehr errichtet Bachmann ein literarisches *Haus Österreich*. Manfred Jurgensen schreibt dazu: „Das ‚Haus Österreich‘ erweist sich als Metapher, als Sprachbild, in dem sich die Dichterin [Anm.: Bachmann] zu beheimaten versucht. Es ist also eine Literarisierung Österreichs, [...]“³⁶⁸ Das Haus Österreich kann als Brücke zwischen den beiden Gegenbegriffen *Heimat* und *Fremde* betrachtet werden. Es setzt sich aus verschiedenen, einander fremden Kultursphären zusammen, gewährt aber gerade dadurch den ProtagonistInnen ein Gefühl der Geborgenheit und eine Rückzugsmöglichkeit, die ein Heimatgefühl ermöglicht.

Das Haus Österreich ist jedoch nicht nur als eine Staatsutopie zu begreifen, sondern spiegelt, wie auch Wien und die Wüste, die Persönlichkeitsentwicklung Franzas wider.

Nicht nur die Ranner und die Gasparin hatten sich so immer im Kreis gedreht, und dazu um ihre Hausnamen, die vulgo Tobai, damit sie doppelt getauft waren wie das Haus Österreich, das sich mit seinem dreidoppelten Namen immer im Kreis gedreht hatte bis zu seinem Einsturz und davon noch an Gedächtnisverlust litt, die Namen hörte für etwas, das es nicht mehr war.³⁶⁹

Das *Haus Österreich* steht für die erste Entwicklungsstufe Franzas. Hier lernt sie den englischen Captain kennen und verliebt sich das erste Mal. Die Liebe zu einem Fremden, der von Franza durch seine Sprache getrennt ist, wird in Wien durch die Liebe zu Leo

³⁶⁵ Vgl.: Šlibar-Hojker, Neva: Entgrenzung, Mythos, Utopie: Die Bedeutung der slovenischen Elemente im Oeuvre Ingeborg Bachmanns. In: Acta Neophilologica. Sonderband: Ingeborg Bachmann. 17 (1984). S. 40f.

³⁶⁶ Bachmann, Ingeborg: Das Buch Franza. S. 25.

³⁶⁷ Ebd. S. 21.

³⁶⁸ Jurgensen, Manfred: Das Bild Österreichs in den Werken Ingeborg Bachmanns, Thomas Bernhards und Peter Handkes. In: Für und wider eine österreichische Literatur. Hrsg. v. Kurt Bartsch, Dietmar Goltschnigg und Gerhard Melzer. Königstein/Ts: Atheneäum 1982. 159f.

³⁶⁹ Bachmann, Ingeborg: Das Buch Franza. S. 32.

Jordan abgelöst, der sich zwar grundsätzlich der gleichen Sprache wie Franza bedient, es ihr aber durch die patriarchale Prägung wiederum unmöglich macht, sich als gleichwertig zu empfinden. Die dritte Entwicklungsstufe findet in der Wüste statt, die es Franza durch ihre Leere und Objektlosigkeit ermöglicht, die nötige Distanz zu ihrem Leben aufzubauen, um die Verbrechen, die an ihr begangen wurden, erkennen zu können.³⁷⁰ „Sie war nicht nach Luxor gekommen, sondern an einen Punkt der Krankheit, nicht durch die Wüste, sondern durch eine Krankheit.“³⁷¹ „Die Weißen. Hier waren sie endlich nicht mehr. [...]. Sie mußte bei keinem Versuch mehr stillhalten. Ein anderer Versuch fing an, und den würde sie selber an sich vornehmen.“³⁷² Die Protagonistin ist in der Wüste auf sich selbst gestellt, da sie von völliger Fremde umgeben ist. Hier gelangt Husserls Kernsatz über das Fremde, über die „bewährrbare Zugänglichkeit des original Unzugänglichen“³⁷³ zu besonderer Eindringlichkeit. Franza findet sich nicht in einer anderen, sondern in einer fremden Welt wieder. Das Fremde ermöglicht es ihr, Aspekte des Eigenen erkennen zu können, die ihr in einer vertrauten Welt nicht zugänglich gewesen wären. Das Fremde findet sich nicht nur außerhalb des Menschen, sondern dieser steht sich auch immer selbst fremd gegenüber. Beschäftigt sich der Mensch mit dem Fremden, so beschäftigt er sich immer auch mit sich selbst.

Bachmann beschreibt diese Verknüpfung seelischer Vorgänge mit den Schauplätzen der Handlung folgendermaßen in einer Vorrede zu *Das Buch Franza*:

Die Schauplätze sind Wien, das Dorf Galicien und Kärnten, die Wüste, die arabische, libysche, die sudanesische. Die wirklichen Schauplätze, die inwendigen, von den äußeren mühsam überdeckt, finden woanders statt. Einmal in dem Denken, das zum Verbrechen führt, und einmal in dem, was zum Sterben führt. Denn es ist das Innen, in dem alle Dramen stattfinden, kraft der Dimension, die wir oder imaginierte Personen diesem Leidenmachen und Erleiden verschaffen können.³⁷⁴

Bei der oben beschriebenen Zeichnung der Schauplätze als Spiegelung des Innenlebens der Protagonistin muss eine weitere Ebene mitgedacht werden.³⁷⁵ Freud bezeichnete das

³⁷⁰ Vgl.: Zeller, Eva Christina: Ingeborg Bachmann: Der Fall Franza. Frankfurt a. M.: Peter Lang 1988. S. 53.

³⁷¹ Bachmann, Ingeborg: Das Buch Franza. S. 104.

³⁷² Ebd. S. 95.

³⁷³ Husserl, Edmund: Gesammelte Werke. Band 1. Cartesianische Meditationen und Pariser Vorträge. 2. Auflage. Haag: Martinus Nijhoff 1973. S. 144.

³⁷⁴ Bachmann, Ingeborg: Das Buch Franza. S. 200.

³⁷⁵ Vgl.: Riedner, Ursula Renate: Zwischen der Erfahrung von Zerstörung und utopischem Entwurf. Formen des Umgangs mit dem Fremden in Ingeborg Bachmanns Romanfragment ‚Das Buch Franza‘. In: Das nahe Fremde und das entfremdete Eigene im Dialog zwischen den Kulturen. Festschrift für Nabil Kassem. Hrsg. v. Dietlinde Gipsier u.a. Hamburg: edition zebra 1996. S. 300.

Gefühlsleben der Frau als „dark kontinent“³⁷⁶. So stellt Bachmann auch das Europa der (weißen) Männer dem Afrika der (schwarzen) Frauen gegenüber. Die Frau erscheint als ein unerforschter Kontinent, der erst kolonisiert werden muss. In diesem Sinn finden sich zahlreiche Bezugnahmen auf die Kolonisierungsthematik in *Das Buch Franza*. Die sozialen wie auch die gesellschaftlichen Beziehungsmodelle sind das Vernichtungsmodell, das Assimilationsmodell und das multikulturellen Modell.³⁷⁷

[...] er ist heutiger als ich, ich, ich bin von niedriger Rasse, seit das geschehen ist, weiß, daß sich das selbst vernichtet, ich bin es, er ist das Exemplar, das heute regiert, das heute Erfolg hat, das angreift und darum lebt, nie habe ich einen Menschen mit soviel Aggression gesehen, [...] das Raubtier dieser Jahre, das Rudel Wölfe dieser Jahre, da gibt es keinen Prozeß, und das habe ich begriffen, ich bin von niedriger Rasse. Oder müßte es nicht Klasse heißen, den ich <bin> ausgebeutet, benutzt worden, genötigt, hörig gemacht, meine goldne gallizische Haut abgezogen, ich ausgeweidet, mit Wiener Stroh ausgestopft. In Australien wurden die Ureinwohner nicht vertilgt, und doch sterben sie aus, [...]. Und mich hat man zu dressieren versucht, meine Instinkte, meine kleinen Himmel, und in mich den Kampf hineingetragen, im Süden gewachsen waren Ehre, Stolz und was noch, es war eine Dreieinigkeit, verhilf mir zum Dritten?³⁷⁸

Es kommt in diesem Abschnitt zu einer Gleichsetzung der Frauen mit den kolonisierten Völkern sowie mit den unterdrückten Klassen. „Franzas Anklage richtet sich nicht gegen ihren Mann allein, sie weitet sie aus auf die Weißen.“³⁷⁹

Bachmann errichtet ein gesamtgesellschaftliches Unterdrückungssystem, das sich sowohl auf der politischen, wie auch auf der privaten Ebene vollzieht.³⁸⁰ „[...] die Frage nach dem Verhältnis von individueller Lebensgeschichte und Weltgeschichte ist hier also auch im Hinblick auf die aktuellen Ereignisse von zentraler Bedeutung.³⁸¹ Darunter ist jedoch – ohne das dies explizit thematisiert würde – die Geschichte des Kolonialismus und Imperialismus sozusagen als eine Art doppelter Boden in diesen Exkurs eingezogen.“³⁸² Im oben zitierten Abschnitt ist Bachmanns These über den Faschismus klar ersichtlich. „Ich

³⁷⁶ Freud, Sigmund: Die Frage der Laienanalyse. In: Freud, Sigmund: Gesammelte Werke. Band 14. Werke aus den Jahren 1925-1931. Hrsg. v. Anna Freud. London: Imago 1948. S. 241.

³⁷⁷ Vgl.: Kapitel 2.1.5. Das Fremde in der Gender-Forschung. S. 32-34.

³⁷⁸ Bachmann, Ingeborg: *Das Buch Franza*. S. 75f.

³⁷⁹ Gürtler, Christa: „Der Fall Franza“: Eine Reise durch eine Krankheit und ein Buch über ein Verbrechen. In: *Der dunkle Schatten, dem ich schon seit Anfang folge*. Ingeborg Bachmann – Vorschläge zu einer neuen Lektüre des Werks. Hrsg. v. Hans Höller. Wien, München: Löcker 1982. S. 79.

³⁸⁰ Vgl.: Masanek, Nicole: Männliches und weibliches Schreiben? Zur Konstruktion und Subversion in der Literatur. Würzburg: Königshausen & Neumann 2005. S. 86.

³⁸¹ Vgl.: Diallo, M. Moustapha: Die Erfahrung der Variabilität. S. 52-55. und Albrecht, Monika: »Es muss erst geschrieben werden«. S. 65f. Beide Beiträge finden sich in: *Über die Zeit schreiben. Literatur- und kulturwissenschaftliche Essays zum Werk Ingeborg Bachmanns*. Band 1. Hrsg. v. Monika Albrecht und Dirk Göttliche. Würzburg: Königshausen und Neumann. 1998.

³⁸² Albrecht, Monika: „Sire, this village is yours“ Ingeborg Bachmanns Romanfragment *Das Buch Franza* aus postkolonialer Sicht. In: *Über die Zeit schreiben. Literatur- und kulturwissenschaftliche Essays zum Werk Ingeborg Bachmanns*. Band 3. Hrsg. v. Monika Albrecht und Dirk Göttliche. Würzburg: Königshausen und Neumann. 2004. S. 163.

habe schon vorher darüber nachgedacht, wo fängt der Faschismus an. [...]. Er fängt an in den Beziehungen zwischen Menschen. Der Faschismus ist das erste in der Beziehung zwischen einem Mann und einer Frau [...].³⁸³

Noch eindringlicher wird die Gleichsetzung der Frau mit einer niedrigen Rasse, die es zu kolonisieren gilt, in Bachmanns Lesung in Zürich am 09.01.1966. „Die Weißen kommen. Franza: ich habe Angst vor den Weißen, ich habe immer Angst gehabt, mit einem allein zu sein in einem Zimmer, Angst, [...] von denen, die sich einer höheren Rasse für zugehörig halten, sie haben mich durchschaut, denn ich bin von niedriger Rasse.“³⁸⁴

Im Kolonisierungsgedanken geht es, ähnlich dem Vernichtungsmodell, nicht darum, in den Fremden das gemeinsame Eigene, das Menschsein zu erkennen, sondern darum, das Eigene in die Fremden hineinzutragen, um sie dadurch erst zu Menschen zu machen. Franza glaubt, vor diesem Vorgehen in die Fremde flüchten zu können. Doch auch hier trifft sie auf die weißen, männlichen Kolonisatoren, in Form des früheren KZ-Arzt Körner. Diesen konfrontiert sie mit der Wahrheit, die ihr erst durch das Fremde zugänglich geworden ist. Sie begreift sich als Opfer des Vernichtungsmodells und fordert als letzte Konsequenz vom Arzt ihren Tod. „Wie konnte sie ihm bloß klarmachen, daß sie ausgemerzt werden wollte? Ja, ausgemerzt, das war es.“³⁸⁵ Franza hat durch den Tempel der Königin Hatschepsut erkannt, dass die Auslöschung der Frau die einzig logische Konsequenz des männlichen Vernichtungsmodells darstellt. Selbstbewusst fordert sie daher ihre eigene Auslöschung, da sie sich bewusst ist, dass eine entstehende Leerstelle immer auf das Verschwundene verweist und dieses somit weiterexistieren lässt. Durch die Umkehrung des Vernichtungsmodells geht Franza als Siegerin aus der Konfrontation mit Körner hervor und zwingt diesen zur Flucht. Sie bezahlt ihre Erkenntnis aber letzten Endes mit dem Tod.

³⁸³ Bachmann, Ingeborg: Wir müssen wahre Sätze finden. Hrsg. v. Christine Koschel u. Inge von Weidenbaum. München: Piper 1983. S. 144.

³⁸⁴ Bachmann, Ingeborg: Das Buch Franza. S. 169.

³⁸⁵ Ebd. S. 129.

2.3.4. Das Verschwinden des Fremden

Wie schon gezeigt wurde, kreist die Thematik des Fremden in *Das Buch Franza* um die Aneignung bzw. Vernichtung ebendieses Fremden. Die Beherrschung des Fremden basiert vor allem auf der Sprache bzw. der Namensgebung, während die Vernichtung hauptsächlich über die Analyse funktioniert.

Bei einer der Explorationen, die Jordan mit ihr anstellte, fiel ihr die Frühlingsgeschichte ein, [...]. Das waren englische Küsse. Jordan, der ohne Interpretation keinen Satz durchgehen ließ, unterbrach sie, [...], das ist eine Fehlleistung, [...]. Franza ließ sich, angestrengt zuhörend, analysieren und unterbrach ihn nicht mehr, bis sie ihre englischen Küsse gewogen, zerlegt und pulverisiert, eingeteilt und untergebracht wusste, sie waren nun säuberlich und sterilisiert an den richtigen Platz in ihrem Leben und mit dem richtigen Stellenwert gekommen.³⁸⁶

Die Psychiatrie begegnet dem Fremden über den Weg der Ordnung, indem sie sich das Fremde als Krankheit durch deren Bestimmung aneignet.³⁸⁷ „Dabei ist, [...], jede Krankheit eine Anomalie, aber nicht jede Anomalie eine Krankheit.“³⁸⁸ Es kommt bei Jordans Analyse zu einer Verbiederung des Fremden, indem das Fremde an die Ansprüche des Eigenen angepasst wird, wodurch eine wirkliche Auseinandersetzung mit dem Fremden nicht mehr möglich ist.³⁸⁹ Die Anomalie wird als eine Krankheit begriffen, die es zu benennen und einzuordnen gilt. Durch die Einordnung wird das Fremde Franzas „sterilisiert“ und „mit dem richtigen Stellenwert“ für Jordans Leben versehen. „Danach sollte eigentlich nichts mehr geschehen können.“³⁹⁰ „In der Eindeutigkeit einer wissenschaftlich-systematischen Begrifflichkeit wird vielmehr auf Kosten der eigentliche Erlebnisgehalt die Wirklichkeit handhabbar, verfügbar gemacht.“³⁹¹ Das Fremde wird hier nicht als *conditio humana* begriffen, durch die es zu einer Weiterentwicklung kommen kann, sondern als Störfaktor, der ausgelöscht werden muss, damit nichts mehr geschehen kann. Die Mängel, die am eigenen Geschlecht erlebt werden, befinden sich mittels der Definition des Fremden über das Eigene in einer unbedrohlichen Ferne.

³⁸⁶ Bachmann, Ingeborg: *Das Buch Franza*. S. 42f.

³⁸⁷ Vgl.: Kapitel 2.1.3. Das Fremde in der Psychoanalyse. S. 23.

³⁸⁸ Waldenfels, Bernhard: *Grenzen der Normalisierung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1998 (=Studien zur Phänomenologie des Fremden 2) S. 137.

³⁸⁹ Vgl.: Kapitel 2.1.5. Das Fremde in der Gender-Forschung. S. 36.

³⁹⁰ Bachmann, Ingeborg: *Das Buch Franza*. S. 43.

³⁹¹ Riedner, Ursula Renate: *Zwischen der Erfahrung von Zerstörung und utopischem Entwurf. Formen des Umgangs mit dem Fremden in Ingeborg Bachmanns Romanfragment ‚Das Buch Franza‘*. In: *Das nahe Fremde und das entfremdete Eigene im Dialog zwischen den Kulturen*. Festschrift für Nabil Kassem. Hrsg. v. Dietlinde Gipsner u.a. Hamburg: edition zebra 1996. S. 310f.

Ja sagte sie erschöpft, du durchschaust alles. Sie hätte hinzufügen mögen: außer dich selber. Dann überwältigte sie die Feigheit wieder, sie wimmerte, ich will nicht, daß du so redest, du meinst das auch gar nicht, ich kenne dich ja besser, du meinst es nicht so. Sie ging hin und legte ihm die Arme um den Hals. Er machte sich los und schrie, deine Gedanken kenne ich, [...] ³⁹²

Jordan ist zu keiner Reflexion über seine eigenen Schwächen und Mängel fähig, da er diese auf Franza projiziert, um sie dort zu bekämpfen und, wenn möglich, auszulöschen.

In Gesellschaften, in denen es keinen sittlichen Code des sittlichen Verhaltens gegenüber Fremden gibt, hat dies – analog zu psychopathologischen Symptomen des Individuums, wenn es Angst nicht überwindet – pathologische Erscheinungen in der Gesellschaft zur Folge, die sich in inhumanem Verhalten manifestieren, wie es uns aus der Geschichte des deutschen Nationalsozialismus wohlbekannt ist. ³⁹³

Hier wird Bachmanns These über die Anfänge des Faschismus in der Beziehung zwischen Mann und Frau verständlich. Jordan sieht nicht nur Franza, sondern alle Menschen, mit denen er emotional verbunden ist, als psychiatrische Fälle an, die es zu analysieren gilt. Er ist sich jedoch nicht darüber im Klaren, dass diese Fälle von ihm konstruiert werden. Somit kommt es nicht zu einer Analyse des konstruierten Objekts, sondern vielmehr zu einer Analyse des konstruierenden Subjekts. „[...] ich hielt seine Schärfe nur für eine des Berufs und fragte nie, ob das unnatürlich sei, wie er sich seinem Bruder gegenüber verhielt, seinem Kind gegenüber, seiner Frau. Ich weiß, das wirst du nicht verstehen – er konnte keinen Menschen verlängert sehen, über die Grenzen hinaus, die er ihm setzte.“ ³⁹⁴ Jordans Grenzen für Franza sind über die Maßen knapp bemessen. Für ihn ist sie am Ende der Beziehung nicht mehr als der Fall F., die Bezeichnung eines Objekts ³⁹⁵, die stark an Freuds PatientInnenbeschreibungen erinnert. ³⁹⁶

[...], da las ich. Nein es fiel mir zuerst nicht einmal auf, ich las, als handelte es sich um jemand Fremden. Hie und da stand F. da, und es berührte mich nicht das, sondern der Inhalt, er wehte mich an, besser kann ich's nicht sagen. Ich bezog es noch nicht auf mich, und ich weiß auch fast nichts mehr außer einem halben Satz, Fs Selbstbewusstsein. Wäre mehr zu erschüttern. Ihre Selbstverständlichkeit, Gier, Vitalität. ³⁹⁷

³⁹² Bachmann, Ingeborg: Das Buch Franza. S. 59.

³⁹³ Vgl.: Loycke, Almut: Der Gast, der bleibt. In: Der Gast, der bleibt. Dimensionen von Georg Simmels Analyse des Fremdseins. Hrsg. v. Almut Loycke. Frankfurt am Main: Campus 1992. S. 105.

³⁹⁴ Bachmann, Ingeborg: Das Buch Franza. S. 66.

³⁹⁵ Vg.: Zeller, Eva Christina: Ingeborg Bachmann: Der Fall Franza. Frankfurt a. M.: Peter Lang 1988. S. 63.

³⁹⁶ Vgl.: Gättens, Marie-Luise: Die Rekonstruktion der Geschichte: Der Nationalsozialismus in drei Romanen der siebziger Jahre. In: Frauen-Fragen in der deutschsprachigen Literatur seit 1945. Hrsg. v. Mona Knapp und Gerd Labrousse. Amsterdam, Atlanta: Rodopi 1989. S. 127.

³⁹⁷ Bachmann, Ingeborg: Das Buch Franza. S. 183f.

Jordans „Diagnose“ beschäftigt sich genau mit jenen Faktoren der Persönlichkeit, die Franza durch ihn geraubt werden, wodurch er wiederum seine eigene Persönlichkeit zu stärken sucht. Franzas Bewusstsein über sich selbst muss mehr erschüttert werden, während die restlichen Persönlichkeitsfaktoren durchaus als Projektionen Jordans zu werten sind, wenn man davon ausgeht, dass das Feststellen eines Mangels im Fremden auch immer ein Feststellen eines Mangels im Eigenen ist.³⁹⁸ Es kommt zur Ausgrenzung des Mangels, der daraufhin nur mehr am Fremden festgestellt wird und somit leichter bekämpfbar ist.³⁹⁹

Warum bin ich so gehasst worden? Nein, nicht ich, das andere in mir, [...].⁴⁰⁰

Man vereitelt den anderen, man lähmt ihn, man zwingt ihm sein Gehabe ab, dann seine Gedanken, dann seine Gefühle, dann bringt man ihn um den Rest von Instinkt, von Selbsterhaltungstrieb, dann gibt man ihm einen Tritt, wenn er erledigt ist.⁴⁰¹

Franza erkennt Jordans Vorhaben schon sehr früh, doch es ist ihr nicht möglich, etwas dagegen zu unternehmen, da sie ihre Identität als völlig beherrscht von Jordan erlebt.

Das Herrschaftsverhältnis wird hauptsächlich über die Namensgebung aufgebaut. Ist Franza in ihrer Kindheit in Galicien für ihren Bruder Martin noch „der Inbegriff aller Gitschen“⁴⁰², ein windisches Wort für Mädchen, so wird aus ihr in Wien Franziska.⁴⁰³ Nur Martin benutzt weiter „Franza“ und stellt somit die letzte Verbindung zum heimatlichen Galicien dar. Galicien ist es auch, das es Franza nach der Auslöschung ihres Namens durch Jordan möglich macht, zu ihrem alten Namen und in ihre alte Identität zurückzukehren.⁴⁰⁴

Sie schaute zurück, drehte sich in ihren wirklichen alten Namen, [...], aber als hätte sie beinahe vergessen, daß sie es war, die, sie ging unter und trug ihren letzten Namen, der ihr erster gewesen war, erstaunt mit sich herum, er bedeckte sie nicht mehr ganz, nur noch die Blößen. [...], das zeigte ja auch die Geschichte mit der Passfälschung, sie bestand auf einmal, wo alles andre ihr genommen war, auf Galicien.“⁴⁰⁵

³⁹⁸ Vgl.: Baumgärtel, Bettina: Das perspektivierte Ich. Ich-Identität und interpersonelle und interkulturelle Wahrnehmung in ausgewählten Romanen der deutschsprachigen Gegenwartskultur. Würzburg: Königshausen und Neumann 2000. S. 197f.

³⁹⁹ Vgl.: Riedner, Ursula Renate: Zwischen der Erfahrung von Zerstörung und utopischem Entwurf. Formen des Umgangs mit dem Fremden in Ingeborg Bachmanns Romanfragment ‚Das Buch Franza‘. In: Das nahe Fremde und das entfremdete Eigene im Dialog zwischen den Kulturen. Festschrift für Nabil Kassem. Hrsg. v. Dietlinde Gipsner u.a. Hamburg: edition zebra 1996. S. 315.

⁴⁰⁰ Bachmann, Ingeborg: Das Buch Franza. S. 56.

⁴⁰¹ Ebd. S. 62.

⁴⁰² Ebd. S. 22.

⁴⁰³ Zeller, Eva Christina: Ingeborg Bachmann: Der Fall Franza. Frankfurt a. M.: Peter Lang 1988. S. 41f.

⁴⁰⁴ Vgl.: Riedner, Ursula Renate: Zwischen der Erfahrung von Zerstörung und utopischem Entwurf. Formen des Umgangs mit dem Fremden in Ingeborg Bachmanns Romanfragment ‚Das Buch Franza‘. In: Das nahe Fremde und das entfremdete Eigene im Dialog zwischen den Kulturen. Festschrift für Nabil Kassem. Hrsg. v. Dietlinde Gipsner u.a. Hamburg: edition zebra 1996. S. 305.

⁴⁰⁵ Bachmann, Ingeborg: Das Buch Franza.. S. 33.

Jordan verkleinert Franzas Identität im Lauf der Zeit immer weiter und lässt sie schlussendlich völlig verschwinden. Aus Franza wird in Jordans Augen „Franziskalein“⁴⁰⁶, später wird sie zum „Fall F.“⁴⁰⁷ und am Ende der Beziehung findet sich keine Erwähnung ihres Namens in Jordans Buch, an dem sie mitgearbeitet hat⁴⁰⁸. „Er wollte mich auslöschen, mein Name sollte verschwinden, damit ich danach wirklich verschwunden sein konnte.“⁴⁰⁹ Franzas Identität wird nach ihrem Verschwinden durch Jordan neu konstruiert. Sie wird in dem Moment zu Frau Jordan, als Jordan ihr einen Seitensprung vorwirft und sie ihm somit Grund für seinen Hass liefert.⁴¹⁰ Als Frau Jordan ist es ihr in Wien nicht mehr möglich, ein Leben als Franziska bzw. Franza zu führen. Besonders deutlich zeigt sich das an ihrer Krankheit, [...] daß sie mit dem Namen des Fossils [Anm.: Martins Name für Jordan] keine Chance hatte, nicht krank sein konnte wie andre, nicht in seinem Machtbereich, [...]“⁴¹¹.

Franza bleibt nur die Flucht in ihre Heimat Galicien und somit in ihre alte Identität. Dort endet der Einflussbereich Jordans, denn er hat „[...] nie diesen Boden hier betreten, war nie an die Siegel und Namen herangekommen, mit denen hier alles verschlüsselt war, und nie hat er Franza gekannt, [...]“⁴¹².

Erst die Rückkehr in die Heimat, der Jordan fremd gegenübersteht, ermöglicht es Franza wieder eine eigene Identität zu entwickeln und sich von der Fremdkonstruktion ihrer Persönlichkeit durch Jordan zu lösen, doch sie kann sich dem Einfluss der Männer auf ihr Leben nicht gänzlich entziehen und so wählt sie am Ende den Freitod, indem sie ihren Kopf, den Sitz ihrer Individualität, gegen den Fels schlägt.

⁴⁰⁶ Bachmann, Ingeborg: Das Buch Franza. S. 68.

⁴⁰⁷ Vgl.: Ebd. S. 183.

⁴⁰⁸ Vgl.: Ebd. S. 57.

⁴⁰⁹ Ebd.

⁴¹⁰ Vgl.: Ebd. S. 71.

⁴¹¹ Ebd. S. 32.

⁴¹² Ebd. S. 21.

2.4. Ingeborg Bachmanns *Malina*

*Warum wohl? Wenn jemand alles ist für einen anderen, dann kann er viele Personen in einer Person sein.*⁴¹³

2.4.1. Das Fremde im Text

In dem Interview der Ich-Erzählerin mit dem Journalisten Mühlbauer beschreibt sie die Literatur und das Lesen ebendieser mit besonderer Eindringlichkeit.

[...], es hat vor allem mit dem Lesen zu tun, mit Schwarz auf Weiß, mit den Buchstaben, den Silben, den Zeilen, diesen unmenschlichen Fixierungen, den Zeichen, den Festlegungen, diesem zum Ausdruck erstarrten Wahn, der aus den Menschen kommt. Glauben Sie mir, Ausdruck ist Wahn, entspringt aus unserem Wahn.⁴¹⁴

Durch das Schreiben von Literatur kommt es zu einer Konkretisierung des Ichs des/der Autors/in im Nicht-Ich, wodurch es zu einer Verschönerung dieses Nicht-Ichs nach den Wunschvorstellungen des Ichs kommt. Durch die Fixierung des Kunstwerks im Moment seiner Fertigstellung löst sich dieses jedoch von seinem/r Produzenten/in und steht diesem/r wiederum als Teil des Nicht-Ichs fremd gegenüber. Sowohl im Nicht-Ich als auch im Ich sind fremde und nicht-fremde Bereiche zu entdecken, die unmöglich in einem Kunstwerk aufgelöst werden können. Somit wird das Schaffen des/der Künstlers/in zu einem Kampf gegen Windmühlen und der künstlerische Ausdruck, ja schon die Festlegung eines Wortes, zum Wahn.⁴¹⁵

Es hat auch mit dem Umblättern zu tun, mit dem Jagen von einer Seite zur anderen, der Flucht, der Mittäterschaft an einem wahnwitzigen, geronnen Erguß, es hat zu tun mit der Niedertracht eines Enjambements, mit der Versicherung des Lebens in einem einzigen Satz, mit der Rückversicherung der Sätze im Leben.“⁴¹⁶

Bachtin zeigt, dass der Entwurf eines Gegenstands durch ein Wort immer dialogisch gesehen werden muss. „Nicht nur im Gegenstand trifft das Wort auf ein anderes Fremdes. Jedes Wort ist auf eine Antwort gerichtet und keines kann dem tiefgreifenden Einfluß des

⁴¹³ Bachmann, Ingeborg: *Malina*. Band 3. S. 233.

⁴¹⁴ Ebd. S. 95.

⁴¹⁵ Vgl.: Kapitel 2.1.4. Das Fremde in der Kunst. S. 28.

⁴¹⁶ Bachmann, Ingeborg: *Malina*. Band 3. S. 95.

vorweggenommenen Wortes der Replik entgegen.“⁴¹⁷ Bachmann entspricht in ihrem literarischen Schaffen ganz der Theorie Bachtins, wenn sie die Arbeit des/der Schriftstellers/in wie folgt beschreibt.

Der Schriftsteller – und das ist auch in seiner Natur – ist mit seinem ganzen Wesen auf ein Du gerichtet, auf den Menschen, dem er seine Erfahrungen vom Menschen zukommen lassen möchte (oder seine Erfahrungen der Dinge der Welt und seiner Zeit, ja von all dem auch!), aber insbesondere vom Menschen, der er selber oder die anderen auch sein können und wo er selber und die anderen am meisten Menschen sind.⁴¹⁸

Die Literatur befindet sich im Dilemma, mit Worten das Leben abzubilden, das wiederum die Worte hervorgebracht hat. Es müssen Analogien gebildet werden, wie sie sich auch in der Auseinandersetzung mit dem Fremden und dessen „bewährbare[n] Zugänglichkeit des original Unzugänglichen“⁴¹⁹ finden. Diese Analogien eines literarischen Werks machen den/die LeserIn zum „Mittäter“, denn der/die LeserIn muss mit dem Werk interagieren, um dessen Sprache in ihrer Dialogizität verstehen zu können. Die Auseinandersetzung mit einem Werk darf jedoch nicht unter der Grundvoraussetzung erfolgen, dieses am Ende völlig zu verstehen, sondern das Lesen und Interpretieren eines Werks ähnelt sehr stark dem konstruktiven Umgang mit dem Fremden. Wird versucht, das Fremde in das Eigene zu überführen, so wird das Fremde ausgelöscht, es muss vielmehr die ständige Auseinandersetzung mit dem Fremden als eine Grundvoraussetzung für das menschliche Leben gesehen werden. Im selben Maß dienen das Schaffen von Kunst der Verschönerung des Nicht-Ichs und die Auseinandersetzung mit Kunst dem besseren Verständnis des Nicht-Ichs, wie auch des Ichs des Künstlers, der das Kunstwerk geschaffen hat.

[...] verschwinden soll jedes Geheimnis, erbrochen werden wie eine verschlossene Lade, aber wo kein Geheimnis war, wird nie etwas zu finden sein, und die Ratlosigkeit nach den Einbrüchen, den Entkleidungen, den Perlustrierungen und Visitationen nimmt zu, kein Dornbusch brennt, kein kleinstes Licht geht auf, nicht in den Räuschen und in keine fanatischen Ernüchterung, und das Gesetz der Welt liegt unverständener denn je auf allen.⁴²⁰

Das Werk interagiert, wie an der Anspielung auf den brennenden Dornbusch zu sehen ist, aber nicht nur mit dem/der LeserIn bzw. dem Interpreten/der Interpretin, sondern auch mit anderen Werken, auf die direkt oder indirekt Bezug genommen wird. Diese Bezugnahme

⁴¹⁷ Bachtin, Michail M.: Die Ästhetik des Wortes. Hrsg. v. Rainer Grübel. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1979. S. 173.

⁴¹⁸ Bachmann, Ingeborg: Die Wahrheit ist dem Menschen zumutbar. Band 4. S. 275f.

⁴¹⁹ Husserl, Edmund: Gesammelte Werke. Band 1. Cartesianische Meditationen und Pariser Vorträge. 2. Auflage. Haag: Martinus Nijhoff 1973. S. 144.

⁴²⁰ Bachmann, Ingeborg: Malina. Band 3. S. 35.

erfolgt über Anspielungen, Zitate, intertextuelle Variationen und die Wahl der literarischen Form,⁴²¹ oder wie die Ich-Erzählerin es nennt, über „unerträgliche Bemerkungen, Kommentare und Gerüchfefetzen [...], durch die Illustrierten, die Zeitungen, im Kino und durch die Bücher [...]“⁴²².

Durch diese Aufzählung ist die Bezugnahme in *Malina* sehr treffend beschrieben, da es zu immer wieder zum Zitieren eines oder mehrerer Film- bzw. Buchtitel und zu zahlreichen Analogien zu literarischen Werken kommt. Beispiele hierfür sind die Filmtitel *Drei Supermänner räumen auf*, *Texas Jim*, *Heiße Nächte in Rio*⁴²³ oder der Buchtitel *Raumfahrt – wohin?*⁴²⁴. Die Autorin schreckt aber auch nicht davor zurück, auf ihr eigenes literarisches Schaffen Bezug zu nehmen, indem sie Ivan die Entwürfe der Ich-Erzählerin entdecken lässt, die mit *Todesarten* oder *Die ägyptische Finsternis*⁴²⁵ betitelt sind. Durch diese und zahlreiche andere Bezugnahmen könnten sicherlich Verbindungen zwischen der Biographie Bachmanns und dem Leben der Ich-Erzählerin hergestellt werden, diese soll aber im Rahmen dieser Arbeit nicht weiter beachtet werden, da dieses Gebiet der Bachmann-Forschung gesondert bearbeitet werden muss und in dieser Arbeit keinen weiteren Erkenntnisgewinn garantieren würde.⁴²⁶

Bachmann wie auch der Ich-Erzählerin dient Literatur als Mittel zur Auseinandersetzung mit dem Fremden im Eigenen wie auch dem Fremden, welches das Eigene umgibt.

[...], meine Existenz ist eine andere, ich existiere nur, wenn ich schreibe, ich bin mir selbst vollkommen fremd, aus mir herausgefallen, wenn ich nicht schreibe. Wenn ich aber schreibe, dann sehen Sie mich nicht, es sieht mich niemand dabei. [...], die Bücher, werden sozial, assoziierbar, finden einen Weg zu einem Du, mit der verzweifelt gesuchten und manchmal gewonnenen Wirklichkeit.⁴²⁷

Dieser Umgang mit der Realität und dem Fremden in ebendieser zeigt sich am eindruckvollsten in dem Märchen *Die Geheimnisse der Prinzessin von Kagran*⁴²⁸, in dem die Ich-Erzählerin ihre Beziehung zum männlichen Geschlecht darzustellen versucht. Man findet eine Häufung an Wörtern, die sich auf Trennung, aber auch auf Liebe beziehen:

⁴²¹ Zur Technik der Anspielung und des Zitats. Vgl.: Sauthoff, Stephan: Die Transformation (auto)biographischer Elemente im Prosawerk Ingeborg Bachmanns. Frankfurt a. M.: Peter Lang 1992. 65-78.

⁴²² Bachmann, Ingeborg: *Malina*. Band 3. S. 34.

⁴²³ Ebd. S. 50

⁴²⁴ Ebd. S. 44.

⁴²⁵ Ebd. S. 54.

⁴²⁶ Eine umfassende Darstellung der biographischen Bezüge bei Bachmann finden sich in: Sauthoff, Stephan: Die Transformation (auto)biographischer Elemente im Prosawerk Ingeborg Bachmanns. Frankfurt a. M.: Peter Lang 1992.

⁴²⁷ Bachmann, Ingeborg: Rede zur Verleihung des Anton-Wildgans-Preises. Band 4. S. 294f.

⁴²⁸ Bachmann, Ingeborg: *Malina*. Band 3. S. 62-70.

[...] dann aber sang sie nicht mehr von Fremden, sondern klang nur noch für sie und in einer Sprache, die sie bestrickte und von der sie kein Wort verstand.⁴²⁹

[...], betört von dem Reich aus Einsamkeit, [...]⁴³⁰

[...] er hielt ihre Hand und mit zwei Fingern der anderen Hand bedeckte er seinen Mund, damit sie nicht wieder fragte, wer er sei, aber er lächelte aus den dunklen warmen Augen auf sie nieder.⁴³¹

Die Ich-Erzählerin schafft es zwar ein Märchen zu formulieren, dieses ist jedoch nicht auf ein *Du* gerichtet, da sie es versteckt hält, wodurch sein Charakter als literarisches Kunstwerk verloren geht und es zu keiner Objektivierung kommen kann, weil es niemals vom schaffenden Subjekt getrennt wird. Es kommt zu keinem Dialog mit dem/der LeserIn, wodurch auch keine Auseinandersetzung mit dem Fremden möglich ist. Hier muss Bachmann widersprochen werden, wenn sie zugibt: „Denken ist solitär, Alleinsein ist eine gute Sache.“⁴³²

⁴²⁹ Bachmann, Ingeborg: Malina. Band 3. S. 64.

⁴³⁰ Ebd. S. 66.

⁴³¹ Ebd. S. 68.

⁴³² Bachmann, Ingeborg: Zugegeben. Band 4. S. 341.

2.4.2. Fremde Orte

[...], so verdanke ich die Einheit des Ortes einem milden Zufall, denn nicht ich habe sie gefunden. In dieser viel unwahrscheinlicheren Einheit bin ich zu mir gekommen, und ich kenne mich aus in ihr, oh, und wie sehr, denn der Ort ist im großen und ganzen Wien, daran ist noch nichts sonderbar, aber eigentlich ist der Ort nur eine Gasse, vielmehr ein kleines Stück von der Ungargasse, und das hat sich daraus ergeben, daß wir alle drei dort wohnen, Ivan, Malina und ich. Wenn man die Welt vom III. Bezirk aus sieht, einen so beschränkten Blickwinkel hat, ist man natürlich geneigt, die Ungargasse herauszustreichen, über sie etwas herauszufinden, sie zu loben und ihr eine gewisse Bedeutung zu verleihen.⁴³³

Die Ich-Erzählerin verortet den Ort der Handlung sehr genau in Wien und anschließend noch exakter in einem Abschnitt der Ungargasse. An dieser Exaktheit zeigt sich schon die Bedeutung, die der Wahl der Orte der Erzählung in den Werken Bachmanns zukommt. Durch die Reduktion der Perspektive auf wenige Punkte ist es möglich, große Systeme im Detail zu skizzieren und in ihren Zusammenhängen darstellen zu können.

Ich bin aus Österreich, aus einem kleinen Land, das, um es überspitzt zu sagen, bereits aus der Geschichte ausgetreten ist und eine übermächtige, monströse Vergangenheit hat. – Jetzt hingegen scheint mir das als Handicap für Prosaschreiben nicht mehr so groß, im Gegenteil, ich merke mehr und mehr, seit ich an dem ersten Roman schreibe, der Wien zum Schauplatz hat, die Zeit ist die Gegenwart, dass ich nicht einmal aus der Not eine Tugend machen muss, sondern dass dieses einstige geschichtliche Experimentierfeld mir mehr und Genaueres über die Gegenwart zu sagen hat als etwa ein Aufenthalt hier, wo man den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht.⁴³⁴

In Österreich sah Bachmann den Prototyp oder - wie sie es bezeichnet - das „geschichtliche Experimentierfeld“ der Gesellschaft. Die Ich-Erzählerin spricht sich aus diesem Grund dafür aus, die Belanglosigkeit Österreichs zu erhalten, denn der restlichen Menschheit würde vor Augen geführt „was auf sie noch zukommen wird, im besten Fall“⁴³⁵. Bachmann und die Ich-Erzählerin sehen sich in die Geschichte eingebettet und sich selbst durch diese beeinflusst. Man kann davon ausgehen, dass Bachmann deshalb Rom als letzte Großstadt bezeichnete, „wo man ein geistiges Heimatsgefühl haben kann [...] mit diesen ineinandergeschlungenen Bildern vergangener Zeiten“⁴³⁶. Sowohl Rom als auch Wien waren, zwar im großen zeitlichen Abstand, aber doch vergleichbar, Zentren großer Imperien, in denen verschiedenste Völker vereinigt wurden. Diese Imperien sind

⁴³³ Bachmann, Ingeborg: Malina. Band 3. S. 13f.

⁴³⁴ Bachmann, Ingeborg: Wir müssen wahre Sätze finden. Gespräche und Interviews. Hrsg. v. Christine Koschel und Inge von Weidenbaum München: Piper 1983. S. 64.

⁴³⁵ Bachmann, Ingeborg: Malina. Band 3. S. 99.

⁴³⁶ Bachmann, Ingeborg: Wir müssen wahre Sätze finden. Gespräche und Interviews. Hrsg. v. Christine Koschel und Inge von Weidenbaum München: Piper 1983. S. 23.

zerfallen und wurden in Nationalstaaten von mäßiger Bedeutung im Vergleich zu ihrer Historie umgewandelt.⁴³⁷ Die Ich-Erzählerin meint dazu, dass „an jeder Stelle Untergang ist, es ist alles Untergang, mit dem Untergang der heutigen und morgigen Imperien vor Augen.“⁴³⁸

Wie schon in *Das Buch Franza* ist die Geschichte der Protagonistin sehr eng mit den Schauplätzen der Handlung verwoben. Sie, die dem Untergang geweiht ist, befindet sich in einer Stadt, in der „an jeder Stelle Untergang ist“. Im zweiten Kapitel des Buches verschiebt sich der Handlungsort, den Träumen entsprechend, die den Inhalt des zweiten Kapitels bilden. Die Träume der Ich-Erzählerin bewegen sich auf zwei Ebenen. Einerseits wird das Innenleben der Protagonistin in ihnen verfremdet, andererseits findet sich in ihnen eine allgemeine Darstellung der Gesellschaft. „Der Ort ist diesmal nicht Wien: Es ist ein Ort, der heißt Überall und Nirgends.“⁴³⁹ Es kann kein Ort für das Innenleben der Protagonistin gefunden werden, es könnte jedoch ihr Schicksal an jedem Ort stattfinden. Sie wird in ihren Träumen mit dem Fremden konfrontiert, da sie dieses ansonsten aus ihrem Leben ausschließt.

In dem ersten und dritten Kapitel, die nicht die Traumhalte der Ich-Erzählerin wiedergeben, erlebt diese die Ungargasse als ein „No-Go-Gebiet“.

Ich kann keine Schauplätze sehen, aber wie sage ich es, daß mein Platz in der Ungargasse ist? Mein Ungargassenland, das ich halten muß, befestigen, mein einziges Land, das ich sichern muß, das ich verteidige, um das ich zittere, um das ich kämpfe, zum Sterben bereit, [...] mein Land, von der Rache aller Länder bedroht.⁴⁴⁰

Durch ein No-Go-Gebiet wird es möglich, das Fremde auszugrenzen und jegliche Konfrontation mit ihm zu vermeiden. In *Malina* wird der Begriff jedoch ad absurdum geführt, denn in der Realität wird der Raum des No-Go-Gebietes von außen beschränkt, so dass es dessen Bewohnern unmöglich gemacht wird, dieses zu verlassen, während die Bewohner außerhalb ohne Probleme in den fremden Lebensraum eindringen können.⁴⁴¹ „Für die Glücklichen, die sich außerhalb bewegen, sind es Nicht-hineingeh-Viertel; für die dort Lebenden Nicht-hinausgeh-Viertel.“⁴⁴² Die Ich-Erzählerin errichtet ein stark

⁴³⁷ Vgl.: Kapitel 2.2.1. Die Heimat in der Fremde. S. 46f.

⁴³⁸ Bachmann, Ingeborg: *Malina*. Band 3. S. 96.

⁴³⁹ Ebd. S. 174.

⁴⁴⁰ Ebd. S. 113.

⁴⁴¹ Vgl.: Kapitel 2.1.6. Das Fremde in der Soziologie. S. 35.

⁴⁴² Baumann, Zygmunt: Vereint in Verschiedenheit. In: Trennlinien. Imagination des Fremden und Konstruktion des Eigenen. Hrsg. v. Josef Berghold u.a. Klagenfurt: Drava 2000. (=Publikationsreihe des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur zum Forschungsschwerpunkt Fremdenfeindlichkeit 3). S. 41.

begrenztes Gebiet innerhalb einer Gasse, „vielmehr ein kleines Stück von der Ungargasse, und das hat sich daraus ergeben, daß wir alle drei dort wohnen, Ivan, Malina und ich“⁴⁴³ und grenzt sich somit gegen das sie umgebende Fremde ab. Sie errichtet einen Mikrokosmos, der dem Bild des modernen Menschen entspricht, der sich immer weiter in seinen Privatraum zurückzieht.

„Ich bin heimgekehrt in mein Land, das auch abwesend ist, mein Großherzland, in das ich mich betten kann.“⁴⁴⁴ Während die No-Go-Gebiete in ihrer ursprünglichen Form von außen begrenzt werden, ist dieses Gebiet, in dem sich Ivan, Malina und die Ich-Erzählerin befinden, von innen begrenzt.

Sie [Anm.: die Ungargasse] ist auch nicht unbekannt zu nennen, denn man kennt sie schon, aber ein Fremder wird sie nie zu Gesicht bekommen, [...].⁴⁴⁵

Nichts ist mir sicherer als dieses Stück der Gasse, [...], und wieder kommt der bedankte Moment, wo der Schlüssel sperrt, das Tor aufgeht, die Tür aufgeht, und dieses Gefühl von Nachhausekommen, das überschwemmt mich [...] schon in einem Umkreis von hundert, zweihundert Metern, [...].⁴⁴⁶

Dieses No-Go-Gebiet bietet die Möglichkeit, dass sich das Beziehungsgeflecht zwischen der Ich-Erzählerin, Malina und Ivan ungestört und unbeeinträchtigt von äußeren Einflüssen entwickeln kann und somit sein exemplarischer Charakter erhalten bleibt. Die Figuren bewegen sich nur in ihrer eigenen Welt und werden nicht mit dem Fremden konfrontiert. Durch diese ständige Konfrontation mit sich selbst sind sie nur mehr zu einem begrenzten Maß an Objektivität fähig und stehen sich selbst unkritisch gegenüber. „Aber Washington und Moskau und Berlin sind bloß vorlaute Orte, die versuchen sich wichtig zu machen. In meinem Ungargassenland nimmt niemand sie ernst [...], sie können nie mehr hereinwirken in mein Leben, mit dem ich in ein anderes hineingelaufen bin.“⁴⁴⁷ Es sind nicht mehr die Zentren der Macht und Politik, die das Leben der Figuren beeinflussen, sondern sie werden zum Zentrum ihrer eigenen kleinen Welt, in der sie nicht mehr mit dem Fremden konfrontiert werden und sich selbst somit auch nicht objektiv gegenüberstehen können.

Die einzige Ausflucht bieten die Träume und der verfremdete Blick, die, wie in den folgenden Kapiteln gezeigt wird, in das Gebiet außerhalb des No-Go-Gebietes führen, ins „Überall und Nirgends“⁴⁴⁸. In diesen Perspektiven erschließt sich der Protagonistin,

⁴⁴³ Bachmann, Ingeborg: Malina. Band 3. S. 14.

⁴⁴⁴ Ebd. S. 172.

⁴⁴⁵ Ebd. S. 15.

⁴⁴⁶ Ebd. S. 17.

⁴⁴⁷ Ebd. S. 28.

⁴⁴⁸ Ebd. S. 174.

ähnlich dem Drogenrausch oder dem Traum in *Das Buch Franza*, die Wahrheit über sich selbst.⁴⁴⁹

⁴⁴⁹ Vgl.: Kapitel 2.3.2. Das Fremde und das Eigene. S. 80-83.

2.4.3. Die fremde Frau

Ivan und ich: die konvergierende Welt.
Malina und Ich, weil wir eins sind: die divergierende Welt.⁴⁵⁰

In *Das Buch Franza* bemerkt die Protagonistin, dass die Grenzen zwischen ihrem Innen und Außen immer weiter ineinander fließen und sie sich nicht mehr als ein geschlossenes Ganzes begreifen kann. Diese Beschreibung der Auflösung einer Figur wird in *Malina* von Bachmann noch weiter ausgebaut. Hier sind es nicht nur die Grenzen einer Protagonistin, die unscharf definiert sind, sondern es werden die Identitäten mehrerer Figuren im Lauf der Handlung immer weiter aufgehoben. „Es ist nicht mehr ganz furchtbar, nur unser Auseinandergeraten ist furchtbarer als jedes Aneinandergeraten. Ich habe in Ivan gelebt und ich sterbe in Malina.“⁴⁵¹

Die Grenzen zwischen dem Eigenen und dem Fremden werden fließend, wodurch die Beziehung zwischen der Ich-Erzählerin und Ivan zeitweise, zumindest auf sprachlicher Ebene, als interkulturelles Modell bezeichnet werden kann, in dem es zur Gleichberechtigung der TeilnehmerInnen kommt.

In einem Moment heißt es: Ivan und ich. In einem anderen Moment: wir. Dann gleich wieder: du und ich. Zwei Wesen sind es, die nichts miteinander vorhaben, nicht die Koexistenz wollen, keinen Aufbruch woandershin und in ein anderes Leben, nicht Abbruch, keine Vereinbarung auf eine vorherrschende Sprache. Auch ohne Dolmetscher kommen wir aus, ich erfahre nichts über Ivan, er erfährt nichts von mir. Wir treiben keinen Handelsaustausch von Gefühlen, haben keine Machtpositionen, erwarten keine Waffenlieferung zur Unterstützung und Sicherung unserer Selbst. Die Basis ist locker und gut, und was auf meinen Boden fällt, das gedeiht, ich pflanz mich fort mit den Worten und ich pflanze auch Ivan fort, ich erzeuge ein neues Geschlecht, aus meiner und Ivans Vereinigung kommt das Gottgewollte in die Welt.⁴⁵²

In diesem Abschnitt kommt es zu einer Häufung der Motive, die mit dem Thema Fremde verbunden sind. Die Beziehung zwischen der Ich-Erzählerin und Ivan ist zwischen den theoretischen Ansätzen Humboldts, Bachtins und Waldenfels anzusiedeln.⁴⁵³

Ganz im Sinne Humboldts steht das *Ich* der restlichen Welt, zu der auch Ivan gehört, zu Beginn fremd gegenüber. Aus dem Fremden wird durch ein gemeinsames Handeln ein *Du* herausgelöst, das mit dem *Ich* durch Analogien verbunden ist, die durch Interaktion erworben werden können. Die Interaktion erfolgt über die Sprache, in der durch deren

⁴⁵⁰ Bachmann, Ingeborg: *Malina*. Band 3. S. 126.

⁴⁵¹ Ebd. S. 335.

⁴⁵² Ebd. S. 104.

⁴⁵³ Vgl.: Kapitel 2.1.2. Das Fremde in der Philosophie. S. 26., 2.1.4. Das Fremde in der Kunst. S. 43. und Kapitel 2.1.5. Das Fremde in der Gender-Forschung. S. 33.

Dialogizität, wie sie von Bachtin festgestellt wird, Analogien hergestellt werden müssen, um eine Kommunikation zu ermöglichen. Diese Analogien erlauben es, eine Brücke zwischen dem *Ich* und dem Fremden zu schlagen, wodurch es gelingt, aus dem Fremden ein *Du* herauszulösen, weil „im Grunde bewegt sich die Sprache [...] auf der Grenze zwischen dem Eigenen und dem Fremden.“⁴⁵⁴ Waldenfels macht weiters darauf aufmerksam, dass im Dialog die Differenz zwischen den Geschlechtern aufgehoben wird. Durch das Sprechen miteinander und das Sprechen übereinander können die geschlechterspezifische Personalpronomen *er* und *sie* nicht verwendet werden, sondern nur mehr ein sprechendes *Ich* und ein angesprochenes *Du*.

Es kommt durch die gemeinsame Sprache zu keiner „Koexistenz“, vielmehr jedoch zu einer gemeinsamen Basis, die funktioniert, ohne dass *Ich* und *Du* in einem Verhältnis zu einander stehen müssen, da dieses immer auch ein Machtverhältnis darstellen würde. Im interkulturellen Modell kommt es nicht mehr zu einer Verhältnisstruktur zum Fremden, dafür aber zu einer Inklusion des Fremden. Das Fremde wird in die Strukturen des Eigenen miteinbezogen, es kommt aber nicht zu einer Uniformität, sondern zu einer gemeinsamen Differenzierung.

Das Oxymoron der gemeinsamen Differenzierung lässt sich anhand des Liebesbegriffs in der Definition Hegels klären.⁴⁵⁵ In der Liebe kommt es zu einer Verdoppelung des Selbst über ein fremdes Selbst, um anschließend wieder mit ebendiesem vereinigt zu werden, wodurch ein Zustand völliger Objektlosigkeit möglich ist, der „dem Entgegengesetzten allen Charakter eines Fremden raubt und [in dem] das Leben selbst sich ohne Mängel findet“⁴⁵⁶. In der Liebe, und dadurch in der völligen Objektlosigkeit, sind keine „Machtpositionen“ mehr möglich und keine „Waffenlieferungen zur Unterstützung und Sicherung“⁴⁵⁷ des singulären Selbst mehr nötig, da dieses im gemeinsamen Selbst aufgehoben ist.

Während das einzelne Selbst in der Liebe zwischen der Ich-Erzählerin und Ivan in einer gemeinsamen Identität aufgehoben ist, kommt es innerhalb der Protagonistin zu einer immer weiter fortschreitenden Differenzierung zwischen ihrem weiblichen Ich und Malina, dem männlichen Teil ihrer Persönlichkeit. Diese Differenzierung führt am Ende dazu, dass

⁴⁵⁴ Bachtin, Michail M.: Die Ästhetik des Wortes. Hrsg. v. Rainer Grübel. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1979. S. 185.

⁴⁵⁵ Vgl.: Kapitel 2.1.2. Das Fremde in der Philosophie. S. 11f.

⁴⁵⁶ Waldenfels, Bernhard: Grenzen der Normalisierung. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1998 (=Studien zur Phänomenologie des Fremden 2). S. 162f.

⁴⁵⁷ Bachmann, Ingeborg: Malina. Band 3. S. 104.

Malina die Oberhand gewinnt und die Ich-Erzählerin in ihm aufgelöst wird. „Ich habe in Ivan gelebt und ich sterbe in Malina.“⁴⁵⁸

Das Sterben in Malina muss allerdings als eine Auflösung und nicht als eine Auslöschung begriffen werden, die durch die Unterlegenheit des weiblichen Teils gegenüber dem männlichen zustande kommt.⁴⁵⁹ „Ich war allerdings von Anfang an unter ihn gestellt, und ich muß früh gewußt haben, daß er mir zum Verhängnis werden müsse, daß Malinas Platz schon von Malina besetzt war, ehe er sich in meinem Leben einstellte.“⁴⁶⁰ Die Konstruktion des Doppelwesens aus einer weiblichen Ich-Erzählerin und einer männlichen Figur Malina erinnert stark an Weiningers These über die gemischte Geschlechtlichkeit des Menschen⁴⁶¹, aber die ständige Anwesenheit Malinas im Leben der Ich-Erzählerin kann auch als Hinweis auf das patriarchale Gesellschaftssystem gesehen werden, in dem es einer Frau nicht möglich ist, eine eigenständige Identität zu entwickeln. Ihre Weiblichkeit wird immer aus dem Blickwinkel des Mannes konstruiert, wie dies auch beim Fremden der Fall ist, das auch immer nur ein konstruiertes Fremdes ist. Die Differenz zwischen Nicht-Fremden und Fremden sowie zwischen Mann und Frau dienen innerhalb eines einseitigen Systems immer der Stabilisierung einer Identität, die sich vor allem durch den Blick auf das Fremde bzw. die Frau behauptet.⁴⁶²

[...] und es ist ein Anderer in mir, der nie einverstanden war und der sich nie Antworten abzwängen ließ auf aufgezwungene Fragen.
Soll es nicht heißen, die Andere in dir?
Nein, der Andere, ich bringe das nicht durcheinander. Ein Anderer. Wenn ich sage, der Andere, dann mußt du mir schon glauben.
Mein Fräulein, wir sind aber sehr weiblich, das habe ich in der ersten Stunde schon feststellen dürfen, das darfst du mir heute noch glauben.⁴⁶³

Die Ich-Erzählerin besteht, trotz der Zweifel Ivans, auf dem männlichen Teil ihrer Identität, während Ivan nicht begreift, dass dieser männliche Teil ihrer Persönlichkeit gerade dadurch zustande kommt, dass er als Mann ihre Weiblichkeit betont und hervorhebt. Durch die Konstruktion der Weiblichkeit aus der Perspektive des männlichen Subjekts wird dieses auch immer zu einem Teil der von ihm konstruierten Persönlichkeit.

Malina sagt: Vielleicht stelle ich mir alle Männer wie mich selber vor.

⁴⁵⁸ Bachmann, Ingeborg: Malina. Band 3. S. 335.

⁴⁵⁹ Exemplarisch für die Interpretation des Verschwindens der Protagonistin als Auslöschung: Vgl.: Agnese, Barbara: Der Engel der Literatur. Zum philosophischen Vermächtnis Ingeborg Bachmanns. Wien: Passagen 1996. S. 228-233.

⁴⁶⁰ Bachmann, Ingeborg: Malina. Band 3. S. 17.

⁴⁶¹ Vgl.: Kapitel 2.1.5. Das Fremde in der Gender-Forschung. S. 31.

⁴⁶² Vgl.: Ebd.

⁴⁶³ Bachmann, Ingeborg: Malina. Band 3. S. 140.

Ich erwidere: Das ist die verkehrteste Vorstellung, die du dir machen kannst. Eher dürfte sich eine Frau vorstellen, sie sei wie alle anderen, und das aus besseren Gründen. Es hängt nämlich wieder mit den Männern zusammen.⁴⁶⁴

Verstärkt wird dieser Eindruck noch durch eine Traumsequenz der Ich-Erzählerin, in der es zu einem gemeinsamen Bühnenauftritt mit einem Mann kommt. „[...]“, ein junger Mann singt sicher und laut und manchmal berät er sich rasch und heimlich mit mir, ich begreife, daß in dem Duett sowieso nur seine Stimme zu hören ist, weil mein Vater nur für ihn die Stimme geschrieben hat und nichts natürlich für mich, weil ich keine Ausbildung habe und nur gezeigt werden soll.“⁴⁶⁵

Der Vater steht hier als *pars pro toto* für eine patriarchal geprägte Gesellschaft, in der es für die Frau nicht möglich ist, eine eigene Stimme bzw. eine eigene Sprache zu entwickeln und zu gebrauchen. Es kommt aber noch zu weiteren Zuschreibungen an die Frau und an den Mann, die durch eine Astrologin an der Ich-Erzählerin entdeckt werden.

„Ich fragte höflich: Der Zerrissene, die Zerrissene, nicht wahr? Getrennt, meinte Frau Nowak, wäre das lesbar, aber so, wie es sei, kaum, auch das Männliche und das Weibliche, der Verstand und das Gefühl, die Produktivität und die Selbstzerstörung träten auf eine merkwürdige Weise hervor.“⁴⁶⁶

Der Frau wird in einer männlich geprägten Kultur vorgeworfen, deren Gegenteil zu verkörpern. Während der Mann sich als Verkörperung der Produktivität und des Verstands sieht, wird die Frau als Naturwesen beschrieben, das nicht von Vernunft, sondern von Gefühlen gesteuert wird. Es kommt zum „faktische[n] Ausschluß der Frauen und der kolonisierten Völker im Namen ihrer ‚Natur‘, was auf Ähnlichkeiten in der diskursiven Konstruktion von ‚Frauen‘ und ‚Wilden‘ verweist“⁴⁶⁷. Hervorzuheben ist hier sicherlich, dass die Analyse der Protagonistin von einer Astrologin vorgenommen wird, die in ihrem Urteil zwar richtig liegt, wenn sie ihr eine zerrissene Persönlichkeit attestiert, die jedoch durch ihren Beruf im höchsten Maße unseriös wirkt. So mag es zwar sein, dass sie, wie auch Weininger, die richtige Grundlage erkennt⁴⁶⁸, aber die falschen Schlüsse daraus zieht, wenn sie die Frau als gefühlsgesteuertes und selbstzerstörerisches Wesen dem produktiven und vom Verstand geprägten Mann gegenüberstellt.

⁴⁶⁴ Ebd. S. 268.

⁴⁶⁵ Ebd. S. 188f.

⁴⁶⁶ Ebd. S. 248.

⁴⁶⁷ Uerlings, Peter: *Das Subjekt und die Anderen. Interkulturalität und Geschlechterdifferenz vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Berlin: Erich Schmidt 2001. S. 29.

⁴⁶⁸ Vgl.: Grimm-Hamen, Sylvie: *Der Jäger und seine Beute*. In: *Über die Zeit schreiben. Literatur- und kulturwissenschaftliche Essays zu Ingeborg Bachmanns Todeskarten-Projekt*. Band 1. Hrsg. v. Monika Albrecht und Dirk Göttsche. Würzburg: Königshausen und Neumann 1998. S. 212.

Eine Analyse des Doppelwesens, bestehend aus Ich-Erzählerin und Malina, nur als Kritik an der patriarchalen Gesellschaft und an der Sprachlosigkeit der Frau in ihr zu interpretieren, würde zu kurz greifen, denn es wird zugleich die komplexe Persönlichkeitsstruktur des Menschen aufgezeigt, der sich niemals als etwas abgeschlossenes Ganzes begreifen kann, sondern sich selbst auch immer fremd gegenübersteht. Der Mensch fühlt sich, einer Formulierung Freuds entsprechend, nicht als Herr im eigenen Haus, da sich das Fremde in den verschiedensten Bereichen der Psyche findet.⁴⁶⁹

Ich: (tutto il clavicembalo) Ach! Ich bin eine Andere, du willst sagen, ich werde noch eine ganz Andere sein!

Malina: Nein. Wie unsinnig. Du bist ganz gewiß du, das änderst du auch nicht mehr. Aber ein Ich ist ergriffen, und ein Ich handelt. Du aber wirst nicht mehr handeln.

Ich: (diminuendo) Ich habe doch nie gern gehandelt.

Malina: Aber gehandelt hast du. Und hast mit dir handeln und dich behandeln lassen, auch über dich verhandeln lassen.⁴⁷⁰

Die Ich-Erzählerin sträubt sich gegen den Gedanken, sich als Ursache einer Handlung zu begreifen, noch mehr stößt sie aber der Gedanke ab, dass mit ihr gehandelt wurde, was hier durchaus in seiner doppelten Bedeutung, im Bezug auf Handel und Handlung zu verstehen ist. Sie sieht sich einerseits dem Fremden in ihr, ihrem Es, wie auch ihrem Über-Ich ausgeliefert, andererseits sieht sie sich als ein Objekt, mit dem Handel getrieben wird, das als Ware begriffen wird. Dieser Objektstatus wird noch weiter verstärkt, indem sie als Objekt einer Behandlung sowie einer Verhandlung zu sehen ist.

Der Roman *Malina* ist, wie gezeigt wurde, durch die Beziehung der Ich-Erzählerin zu Malina und Ivan geprägt. In dieser Beziehung wird sowohl die Gesellschaft in ihrer Ausrichtung auf den Mann, als auch die Auseinandersetzung des Individuums mit sich selbst abgebildet.

Wie schon in *Das Buch Franza* modelliert Bachmann ein gesamtgesellschaftliches System durch die Darstellung seiner Grundordnung, die sich auf einer individuellen Basis und einer Beziehungsbasis vollzieht. „Aber wir finden schon zueinander, denn ich brauche mein Doppelleben, mein Ivanleben und mein Malinafeld, ich kann nicht sein, wo Ivan nicht ist, aber ebenso wenig kann ich heimkommen, wenn Malina nicht da ist.“⁴⁷¹ Sie stellt das Individuum in ein Spannungsfeld, aus dem es keinen Ausweg finden kann, ohne einen Teil seiner selbst aufzugeben. Wenige Seiten später kommt es zur Resignation.

⁴⁶⁹ Vgl.: Kapitel 2.1.3. Das Fremde in der Psychoanalyse. S. 18.

⁴⁷⁰ Bachmann, Ingeborg: *Malina*. Band 3. S. 311f.

⁴⁷¹ Ebd. S. 284.

Ich: Was du und ich zusammenlegen können, das ist das Leben. Genügt dir das?
Malina: Du und ich? Warum nicht gleich >wir<?
Ich: (tempo giusto) Ich mag kein Wir, kein Man, kein Beide und so weiter und so weiter.
Malina: Ich hätte beinahe gedacht, du magst vor allem kein Ich mehr.
Ich: (soavemente) Ist das ein Widerspruch?
Malina: Doch.
Ich: (andante con grazia) Es ist kein Widerspruch, solange ich dich will. Nicht mich möchte ich, sondern dich, und wie findest du das?
Malina: Es wäre ein Abenteuer, das dein gefährlichstes wird. Es hat aber schon angefangen.
Ich: (tempo) [...] Ich weiß nur, daß ich nicht mehr bin, wie ich früher war, mir um kein Haar bekannter, mir um nichts näher. Es ist mir nur eine Unbekannte immer nachgeglitten in eine weitere Unbekannte.⁴⁷²

Die Ich-Erzählerin muss hier erkennen, dass sie sowohl sich, als auch dem Rest der Menschheit, auch Malina und Ivan, immer fremd gegenüber stehen wird, da sie nichts völliges Eigenes in der Welt entdecken kann und das Fremde nicht als Brücke zwischen den Menschen begreifen will.

⁴⁷² Ebd. S. 292f..

2.4.4. Das Ich und das Fremde

Wie im Kapitel 2.4.2. *Fremde Orte* gezeigt wurde⁴⁷³, befinden sich die drei Hauptfiguren in „Malina“ in einem abgeschlossenen Gebiet, wodurch es ihnen unmöglich gemacht wird, mit dem Fremden in Kontakt zu treten. Das Fremde wird ausgesperrt und ist nur mehr über den Traum und den verfremdeten Blick möglich.

Der verfremdete Blick auf sich selbst ist über das Bild des Doppelgängers bzw. das Spiegelbild möglich.⁴⁷⁴

Ich möchte aber beim Anprobieren Ivan nicht hier haben, Malina schon gar nicht, ich kann nur, weil Malina nicht da ist, oft in den Spiegel sehen, ich muß mich im Korridor vor dem langen Spiegel mehrmals drehen, meilenweit, klafertief, himmelhoch, sagenweit entfernt von den Männern. Eine Stunde lang kann ich zeit- und raumlos leben, mit einer tiefen Befriedigung, entführt in eine Legende, [...].⁴⁷⁵

Nur durch den Blick in den Spiegel kann die Ich-Erzählerin zu sich selbst finden und sich von den beiden dominierenden Männern in ihrem Leben entfernen. Sie nimmt sich als ein Ganzes wahr und nicht durch den männlichen Blick konstruiert oder fragmentarisch in der eigenen Perspektive. Erst durch den Blick in den Spiegel kann sie begreifen, dass sie sich als Frau durchaus als ein ganzes Wesen begreifen kann und nicht von ihrem männlichen Teil Malina abhängig ist.⁴⁷⁶

Ich bin in den Spiegel getreten, ich war im Spiegel verschwunden, ich habe in die Zukunft gesehen, ich war einig mit mir und ich bin wieder uneins mit mir. Ich blinzele, wieder wach, in den Spiegel, mit einem Stift den Lidrand schraffierend. Ich kann es aufgeben. Einen Augenblick lang war ich unsterblich und ich, ich war nicht da für Ivan und habe nicht in Ivan gelebt, es war ohne Bedeutung.⁴⁷⁷

Im Spiegel wird die Leerstelle, die durch die Abwesenheit von Ivan und Malina entsteht, durch die Doppelgängerin der Ich-Erzählerin aufgefüllt.⁴⁷⁸ Es sollte sich, der Theorie Lacans entsprechend⁴⁷⁹, sowohl das Ich (je), das zur Entwicklung des Selbstbewusstseins führt, als auch das Ich (moi), das ein idealisiertes Ich in den Augen der Anderen darstellt, aber unerreichbar bleibt, entwickeln. Für diese Veränderung der Ich-Erzählerin ist es

⁴⁷³ Vgl.: Kapitel 2.4.2. *Fremde Orte*. S. 98-102.

⁴⁷⁴ Vgl.: Kapitel 2.1.3. *Das Fremde in der Psychoanalyse*. S. 20-22.

⁴⁷⁵ Bachmann, Ingeborg: *Malina*. Band 3. S. 135.

⁴⁷⁶ Vgl.: Hendrix, Heike: Ingeborg Bachmanns „Todesarten“-Zyklus: Eine Abrechnung mit der Zeit. Würzburg: Königshausen und Neumann. S. 175f.

⁴⁷⁷ Bachmann, Ingeborg: *Malina*. Band 3. S. 136.

⁴⁷⁸ Vgl.: Schottelius, Saskia: *Das imaginäre Ich. Subjekt und Identität in Ingeborg Bachmanns Roman „Malina“ und Jacques Lacans Sprachtheorie*. Frankfurt a. M.: Peter Lang 1990. S. 20-27.

⁴⁷⁹ Vgl.: Kapitel 2.1.3. *Das Fremde in der Psychoanalyse*. S. 21f.

jedoch schon zu spät und so schiebt sich als unüberwindbare Barriere der (Augen-)Blick zwischen sie und ihre Doppelgängerin, gekennzeichnet durch den „schraffierten Lidrand“, bedenkt man, dass die Schraffur in der Schwarz-Weiß-Malerei dazu dient, Schnittflächen kenntlich zu machen.

Das Schwarz-Weiß-Motiv tritt in *Malina* in zahlreichen Variationen auf und weist in seiner Verwendung auf einen Bezug zur Beziehung zwischen Malina, der Ich-Erzählerin und Ivan hin.

„[...] zwei Leute, die [...], ihre Füße auf einen Zebrastreifen setzen, und wenn wir auch nichts sagen, uns nicht direkt verständigen, wird Ivan mich doch rechtzeitig am Ärmel halten und festhalten, damit ich unter kein Auto oder keine Straßenbahn komme.“⁴⁸⁰ Die Ich-Erzählerin schreitet mit Ivan durch eine Welt, die in Schwarz und Weiß unterteilt ist und in der der Mann die Aufgabe hat, die Frau vor den Gefahren zu schützen. Ähnliches zeigt sich auch am Schachspiel zwischen der Ich-Erzählerin und Ivan, in dem Ivan der überlegene Spieler ist.

Ivan sagt, du spielst eben ohne Plan, du bringst deine Figuren nicht ins Spiel, deine Dame ist schon wieder immobil. Ich muss lachen, dann brüte ich wieder über dem Problem meiner Unbeweglichkeit, und Ivan gibt mir mit den Augen einen Wink. [...] denk an deinen Läufer, die Beine zeigt man schon seit einer halben Stunde bis über die Knie [...] liebes Fräulein, ich gebe dir noch einen Rat, verschwinde von hier, [...]. Ivan fragt ohne Zusammenhang: Wer ist Malina? Darauf kann ich keine Antwort geben, [...].⁴⁸¹

Die Ich-Erzählerin wird mit ihren Spielfiguren gleichgesetzt, sie ist die unbewegliche Dame und wird später durch ihre entblößten Beine zum Läufer. Auch hier wird die Welt in Schwarz und Weiß unterteilt, die Protagonistin nimmt nur verschiedene Aufgaben in ihrer Farbe wahr. Durch das Schachspiel drängt sich Ivan neben der Aufgabe, die Ich-Erzählerin vor dem Verlieren zu bewahren, weiters die Frage auf, wer Malina sei.

„Malina und ich haben, trotz aller Verschiedenheit, die gleiche Scheu vor unseren Namen, nur Ivan geht ganz und gar in seinem Namen ein, und da ihm sein Name selbstverständlich ist, er sich identifiziert weiß durch ihn, ist es auch für mich ein Genuß, ihn auszusprechen, [...]“⁴⁸² An diesem Zitat zeigt sich deutlich die große Bedeutung der Namen in den Werken Bachmanns. Während der Vorname Ivan, durch sein häufiges Auftreten als Name, als gängiges Bild eines Mannes gesehen werden kann, erscheint der Nachname Malina

⁴⁸⁰ Bachmann, Ingeborg: *Malina*. Band 3. S. 56.

⁴⁸¹ Ebd. S. 46f.

⁴⁸² Ebd. S. 86.

äußerst ungewöhnlich.⁴⁸³ Es wurden zahlreiche Versuche unternommen den Namen zu deuten. Sie reichten vom russischen Wort für *Himbeere*, über die enthaltene französische Silbe *mal* für *böse* bis zur Vermutung eines Anagramms, gebildet aus dem Wort *Animal*.⁴⁸⁴ Eine weitere Deutung fügt sich nahtlos in das Schwarz-Weiß-Motiv ein. Verfolgt man die Ursprünge des Wortes *malen* im Sinne von „mit einem Zeichen versehen“ zurück, so gelangt man einerseits zum russischen *malina* für *Himbeere*, andererseits zum griechischen *melas*, das *schwarz* bedeutet.⁴⁸⁵ Malina kann durch seinen Namen durchaus als schwarz bzw. als schwarze Beschriftung gesehen werden. „Malina: Ich bin oft im Dunkel geblieben. Du standest ja damals im Licht.“⁴⁸⁶

„[...] es hat vor allem mit dem Lesen zu tun, mit Schwarz auf Weiß, mit den Buchstaben, den Silben, den Zeilen, diesen unmenschlichen Fixierungen, den Zeichen, diesen Festlegungen, diesem zum Ausdruck erstarrten Wahn, der aus den Menschen kommt.“⁴⁸⁷

Die Person, die sich aus der Ich-Erzählerin und Malina zusammensetzt, kann als ein weißer Hintergrund gesehen werden, der mit schwarzer Schrift überzogen wird.⁴⁸⁸ Die Frau befindet sich in einer passiven Rolle, in der sie der männliche Welt als Projektionsfläche dient, wie dies auch beim Fremden der Fall ist, das nur zum Fremden werden kann, wenn es durch das Nicht-Fremde als dieses konstruiert wird. Wie Franza durch ihre fremde Sprache und ihr Leben in einer männlich dominierten Welt zum *Buch Franza* wird, so ist auch die Ich-Erzählerin ein konturloser Hintergrund, auf den die männlichen Vorstellungen in Form der Sprache bzw. der Schrift projiziert werden. Zur Realität steht das Märchen *Die Geheimnisse der Prinzessin von Kagran* im Gegensatz, in dem auch immer wieder auf das Motiv des „schwarzen“ Mannes zurückgegriffen wird, wobei hier jedoch beide Geschlechter die Möglichkeit haben, eine eigenen Sprache zu entwickeln und sich dieser zu bedienen.⁴⁸⁹ „Er war schwärzer als vorher das Schwarz um sie, und sie sank zu ihm hin [...] Die Prinzessin und der Prinz begannen zu reden, wie von alters her, und wenn einer redete, lächelte der andere. Sie sagten sich Helles und Dunkles.“⁴⁹⁰ „Die Liebesbeziehung

⁴⁸³ Vgl.: Sauthoff, Stephan: Die Transformation (auto)biographischer Elemente im Prosawerk Ingeborg Bachmanns. Frankfurt a. M.: Peter Lang 1992. S. 257f.

⁴⁸⁴ Eine umfassende Darstellung der Interpretationen des Namens *Malina* findet sich in: Folkvord, Ingvild: Sich ein Haus schreiben. Drei Texte aus Ingeborg Bachmanns Prosa. Hannover-Laatzen: Wehrheim 2003. S. 93f.

⁴⁸⁵ Bluhme, Hermann: Etymologisches Wörterbuch des deutschen Grundwortschatzes. München: Lincom 2005.

⁴⁸⁶ Bachmann, Ingeborg: *Malina*. Band 3. S. 289.

⁴⁸⁷ Ebd. S. 93.

⁴⁸⁸ Vgl.: Frei Gerlach, Franziska: *Schrift und Geschlecht. Feministische Entwürfe und Lektüren von Marlen Haushofer, Ingeborg Bachmann und Anne Duden*. Berlin: Erich Schmidt 1998. S. 293.

⁴⁸⁹ Vgl.: Steiger, Robert: *Malina. Versuch einer Interpretation des Romans von Ingeborg Bachmann*. Heidelberg: Winter 1978. S. 109.

⁴⁹⁰ Bachmann, Ingeborg: *Malina*. Band 3. S. 68.

endet aber mit dem Tod der Geliebten, die Prinzessin stürzt – viel zu realistisch für die Isotopie Märchen – verblutend von ihrem Pferd. Der harmonische Augenblick, in dem Helles und Dunkles ausgetaucht wird, vermag die Struktur des Ermordetwerdens nicht abzulösen, und für eine Lektüre, die in der Kagran-Erzählung das schöne Buch vermutet, besonders bitter: Der Retter ist zugleich der Mörder.⁴⁹¹

Die Ich-Erzählerin kann nur durch die männlichen Anteile an ihrer Persönlichkeit, in ihrem Fall Malina und auch Ivan, zu einer voll- und eigenständigen Person werden. In diesem Sinn ist auch die Abneigung der Protagonistin gegenüber dem Namen *Ganz* zu erklären.⁴⁹²

„Sehr geehrter Herr Ganz, [...]. Was mich zuletzt zu stören anfing und weiter stört, das ist ihr Name. [...] Ich muß es Ihnen einmal sagen, weil das Wort >ganz< jeden Tag vorkommt, von anderen ausgesprochen, auch von mir nicht zu vermeiden, in Zeitungen und in Büchern sich in jedem Absatz findet.“⁴⁹³

Ivan repräsentiert die männliche Welt, von der die Ich-Erzählerin umgeben ist, und in Malina findet sich der männliche Teil der Persönlichkeit. Der weibliche Teil dient in beiden Fällen nur als weiße Projektionsfläche und so verwundert es auch nicht weiter, dass dieser weiße Teil am Ende in einer weißen Wand⁴⁹⁴ verschwinden kann, ohne dass sein Fehlen bemerkt wird.⁴⁹⁵ In der „Deutung des Hauses als Metapher für Sprache nimmt diese Hauswand, vor der Malina in der letzten Szene auf und ab geht, auf der – so nehme ich darum an – Malinas Schatten zu sehen sein müßte, eine besondere Bedeutung an: Sie wird zur Aufzeichnungsfläche des Sprachsystems, in dem ‚keine Frau‘ ist.“⁴⁹⁶

Indem er das Zerstörungswerk vollendet, das die Geschichte begonnen hat, schafft er gleichsam den „Zeichentisch“, also die Grundlage für die „gänzlich neue Sprache“, die jener dann entwirft. Entsprechend könnte die leere Wand, in der das zerstörte Ich des *Malina*-Romans am Ende verschwindet, die ‚Aufzeichnungsfläche‘ für eine „neue Sprache“ sein, in der Malina im folgenden die *Todesarten* erzählt.⁴⁹⁷

⁴⁹¹ Frei Gerlach, Franziska: Schrift und Geschlecht. Feministische Entwürfe und Lektüren von Marlen Haushofer, Ingeborg Bachmann und Anne Duden. Berlin: Erich Schmidt 1998. S. 251f.

⁴⁹² Vgl.: Klaubert, Annette: Symbolische Strukturen bei Ingeborg Bachmann. Malina im Kontext der Kurzgeschichten. Frankfurt a. M.: Peter Lang 1983. S. 91-93.

⁴⁹³ Bachmann, Ingeborg: Malina. Band 3. S. 105.

⁴⁹⁴ „Ich: Ich brauche weiße Wände, schadlose Wände, [...].“ In: Bachmann, Ingeborg: Malina. Band 3. S. 350.

⁴⁹⁵ Das Ich nähert sich der Wand im Lauf des Romans immer weiter an. Eine umfassende Darstellung findet sich in: Lühe, Irmela von der: Erinnerung und Identität in Ingeborg Bachmanns Roman »Malina«. In: Text und Kritik. Sonderband Ingeborg Bachmann. Hrsg. v. Heinz Ludwig Arnold. München: edition text + kritik 1984. S. 145.

⁴⁹⁶ Frei Gerlach, Franziska: Schrift und Geschlecht. Feministische Entwürfe und Lektüren von Marlen Haushofer, Ingeborg Bachmann und Anne Duden. Berlin: Erich Schmidt 1998. S. 275.

⁴⁹⁷ Kohn-Waechter, Gudrun: Das Verschwinden in der Wand. Destruktive Moderne und Widerspruch eines weiblichen Ich in Ingeborg Bachmanns „Malina“. Stuttgart: Matzler 1992. S. 120.

An die Stelle der Frau treten die „ganzen“ Menschen Malina und Ivan, denen es unmöglich ist miteinander zu kommunizieren, da das verbindende Glied zwischen ihnen verschwunden ist. Dieses verbindende Glied ist das Fremde des weiblichen Geschlechts oder, noch allgemeiner, das Fremde des Menschen, das es unmöglich macht, sich oder den anderen völlig verstehen zu können, das es aber andererseits erst nötig und möglich macht, sich mit dem Menschen zu beschäftigen.

3. Resümee

Ziel dieser Arbeit war es, die Prosa Ingeborg Bachmanns aus einer neuen Perspektive zu betrachten, bei der es darum geht, die verschiedenen Aspekte des Begriffs *Fremde*, die im ersten Teil dieser Arbeit entwickelt wurden, in der Prosa Bachmanns festzustellen und die Bedeutung des Begriffs *Fremde* für das Werk der Autorin zu analysieren.

Als besonders problematisch erwies sich dabei die Definition des Fremden, das sich einer exakten Bestimmung weitgehend entzieht, da es immer nur über einen weiteren Begriff, der das Fremde in Abgrenzung zu sich selbst als solches definiert, erschließbar wird. Somit gibt uns die Bezeichnung *fremd* für einen Gegenstand mindestens genauso viel Aufschluss über das Beschreibende wie über das Beschriebene.

Das Fremde kann niemals alleine gedacht werden, es muss immer in Abgrenzung zu seinem Beschreibenden betrachtet werden. Man darf jedoch nicht dem Trugschluss folgen, dass das Fremde die Negation des Beschreibenden wäre, es befindet sich vielmehr in einer ständigen Wechselwirkung mit ebendiesem, wodurch es möglich wird die Begriffe *das Andere* und *das Fremde* zu unterscheiden. Während das Andere durchaus wertfrei beschrieben werden kann, ist das Fremde immer emotional aufgeladen und durch diese Emotion ist das als fremd Beschriebene direkt mit dem Beschreibenden verbunden.

In diesem Sinne liegt der Gedanke nahe, ein Werk aus dieser Perspektive zu analysieren, um über den Umweg der Darstellung des Fremden mehr über das Werk zu erfahren.

Zusätzlich musste auch im ersten Teil dieser Arbeit beachtet werden, dass die Definition des Fremden in den verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen vor allem Erkenntnisse über die einzelnen Disziplinen und weniger über das Fremde selbst bietet. Dies soll jedoch nicht bedeuten, dass sich das Fremde einer Definition völlig entzieht und von dieser Arbeit keinerlei Erkenntnis über das Fremde selbst zu erwarten ist. Vielmehr habe ich versucht die Darstellung des Fremden in den verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen zusammenzufassen und die wichtigsten theoretischen Eckpunkte zu beschreiben.

In der Philosophie ist eine Auseinandersetzung mit dem Fremden unausweichlich, da es erst über das Fremde möglich wird, das Nicht-Ich dem Ich zugänglich zu machen. Husserl beschreibt das Fremde als „bewährende Zugänglichkeit des original Unzugänglichen“⁴⁹⁸ und formuliert somit eine der Grundeigenschaften des Fremden, die auch in Bezug auf das Schaffen und das Interpretieren von Kunst von wesentlicher Bedeutung ist.

⁴⁹⁸ Husserl, Edmund: Gesammelte Werke. Band 1. Cartesianische Meditationen und Pariser Vorträge. 2. Auflage. Haag: Martinus Nijhoff 1973. S. 144.

Wilhelm Dilthey skizziert die Grundproblematik der Hermeneutik folgendermaßen: „Die Auslegung wäre unmöglich, wenn die Lebensäußerungen gänzlich fremd wären. Sie wäre unnötig, wenn in ihnen nichts fremd wäre.“⁴⁹⁹ Das Bindeglied zwischen dem Interpreten und dem Kunstwerk, aber auch zwischen dem Künstler und dem Kunstwerk findet sich im Fremden und in dessen Anerkennung als wesentlicher Bestandteil der Kunst. Um Kunst schaffen bzw. interpretieren zu können, muss es möglich sein Analogien herzustellen, wie sie vom Fremden bereitgestellt werden. Dies trifft insbesondere auf das literarische Kunstwerk zu, denn „im Grunde bewegt sich die Sprache [...] auf der Grenze zwischen dem Eigenen und dem Fremden.“⁵⁰⁰ Durch die Strukturierung der Sprache innerhalb eines Werks wird sowohl das Eigene als auch das Fremde einsichtiger und leichter verständlich. Es kommt zu einer Angleichung des Eigenen an das Andere, indem diese Angleichung über die Schwelle des Fremden in Form der Dialogizität der Sprache funktioniert. Diese Angleichung macht es für den/die AutorIn möglich, sich selbst objektiver zu betrachten, wie das auch dem /der LeserIn über einen fremden Text, in dem Teile des Eigenen entdeckt werden, möglich ist.

Hellmuth Plessner beschreibt diesen Vorgang als die Kunst des entfremdeten Blicks, als die Fähigkeit mit anderen Augen sehen zu können. Diese Kunst findet er in jeder künstlichen Wiedergabe der Realität, bei der durch „Vereinseitigung, Auslese, Betonung“⁵⁰¹ das Objekt zur Anschauung kommen kann. Durch den entfremdeten Blick sind neue Perspektiven auf bisher Vertrautes möglich, da dieses nicht mehr als naturgegeben erlebt wird. Der entfremdete Blick ist vor allem in Zeiten möglich, die durch Turbulenzen oder Krisen gekennzeichnet sind, denn „die Kraft zum Sehen ist dem Glück der Epoche umgekehrt proportional“⁵⁰². Diese Krisen finden sich in zahlreichen Texten Bachmanns und ermöglichen es den ProtagonistInnen ihre Realität neu wahrzunehmen und zu bewerten. Besonders hervorzuheben ist hier sicherlich Bachmanns Erzählung *Ihr glücklichen Augen*, die schon durch ihren Titel einen Bezug zu Plessners Text *Mit anderen Augen* herstellt. Die Protagonistin Miranda steht der Realität fremd gegenüber, da sie fast blind ist und somit ihre Umwelt nur sehr beschränkt wahrnehmen kann. Miranda kann durch das Benutzen ihrer Brille, die sie nur in Notfällen verwendet, zwischen zwei Welten pendeln, wodurch sie ihrer Welt mit einem erhöhten Maß an Objektivität gegenübersteht.

⁴⁹⁹ Dilthey, Wilhelm: Gesammelte Schriften. Band 7. Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften. 2., unveränderte Auflage. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1958. S. 225.

⁵⁰⁰ ⁵⁰⁰ Bachtin, Michail M.: Die Ästhetik des Wortes. Hrsg. v. Rainer Gröbel. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1979. S. 185.

⁵⁰¹ Plessner, Helmuth: Mit anderen Augen. In: Plessner, Helmuth: Zwischen Philosophie und Gesellschaft. Ausgewählte Abhandlungen und Vorträge. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1979. S. 239.

⁵⁰² Ebd.

Der fremde Blick Mirandas wird von ihr jedoch mehr als Fluch denn als Segen empfunden, denn sobald sie ihre Brille benutzt, „kann Miranda in die Hölle sehen“⁵⁰³.

In *Ihr glücklichen Augen* wird die Realität von der Protagonistin als etwas Negatives und Abstoßendes erlebt, dessen Betrachtung sie größtenteils zu vermeiden versucht. Es zeigen sich in diesem Vorgehen deutliche Parallelen zu Elisabeth, der Protagonistin in *Drei Wege zum See*. Beide Frauen nehmen die Realität durch eine Linse wahr, Miranda durch ihre Brille, Elisabeth durch die Linse des Fotoapparats, wodurch es zu einer entfremdeten Perspektive kommt.

Elisabeth ist eine „Frau, die sich wie ein Zwitter aus Gast und Mitbesitzerin fühlte“⁵⁰⁴. Ihr Blick ist nicht nur durch den Blick durch die Kamera verfremdet, auch fühlt sie sich in ihrer Heimat Klagenfurt als eine Fremde, wie sie sich zusätzlich in der Fremde beheimatet fühlt. Elisabeth ist eine potentielle Wandernde, eine Bezeichnung, die Georg Simmel für den Fremden fand. Bei ihm weist der Fremde den Charakter der Beweglichkeit auf, er lebt in einer „Synthese von Nähe und Ferne“⁵⁰⁵, wodurch es ihm möglich wird seinem Umfeld objektiv innezuwohnen. Diese erhöhte Objektivität ist es, die Elisabeth zu einer erfolgreichen Fotografin macht, die in ihren Bildern das Leid der Menschen in einer ästhetisierten Form darstellt und es somit den anderen Menschen zugänglich macht. Die anderen Menschen ziehen sich, einer These Zygmunt Baumanns nach, immer weiter in ihren Privatraum zurück und vermeiden den Kontakt mit dem Fremden, es sei denn, der Kontakt obliegt ihrer Kontrolle, wie dies bei den Fotos Elisabeths der Fall ist. Der Mensch erfährt das Fremde nur mehr durch einen medialen Filter oder in künstlichen Kulturräumen wie dem Internet oder der Erlebniswelt in Dubai, in der es möglich wird, die Welt in ihrer Gesamtheit zu simulieren. Der Mensch ist dem Fremden nicht mehr schutzlos ausgeliefert, er erfährt die Angst, die durch das Fremde ausgelöst wird, nur mehr in selbstdosierten Mengen. Gerade diese Selbstbestimmung ist es aber, die dem Fremden den Reiz nimmt, denn es erfüllt uns mit Angst, weil wir im Fremden Teile unserer selbst entdecken, die wir nicht wahrhaben wollen, bzw. weil wir in ihm etwas erkennen, das wir selbst gerne wären. Am stärksten findet sich die Angst vor dem Fremden, laut Freud, im Begriff des Unheimlichen wieder, der den Gegensatz zu „heimlich, heimisch, vertraut“⁵⁰⁶ bildet. Das Gefühl des Unheimlichen wird mit besonderer Stärke beim Zusammentreffen mit einem Doppelgänger erlebt, dessen Wirkung Freud darauf zurückführt, dass es sich bei ihm um

⁵⁰³ Ebd. S. 355.

⁵⁰⁴ Bachmann, Ingeborg: *Drei Wege zum See*. Band 2. S. 396.

⁵⁰⁵ Ebd. S. 766.

⁵⁰⁶ Freud, Sigmund: *Das Unheimliche*. Aufsätze zur Literatur. Frankfurt am Main: Fischer 1963. S. 47.

ein Rückgreifen auf einen frühen Entwicklungszeitpunkt des Individuums handelt, bei dem es noch nicht zu einer klaren Trennung des Ichs von der Außenwelt und vom Anderen gekommen ist.⁵⁰⁷

Das eindringlichste Bild für die Angst vor dem Doppelgänger wird von Bachmann in Erzählung *Der Kommandant* gezeichnet.

Dann suchten seine Augen über die Spiegel, jagten die Schnitte und Brennpunkte auf und ab, besessen von der Gewissheit, an der nächsten Kurve auf den Kopf des Schuldigen zu treffen, der vielleicht schon lange hier ein gelungenes Spiel spielte und sich zwischen den überscharfen Gläsern, mit denen die Wände kreuz und quer bedeckt waren, in Sicherheit bringen konnte.⁵⁰⁸

Der Protagonist jagt in einem Zimmer, das mit Spiegeln übersät ist, einen fremden Eindringling, der er, ohne es zu wissen, selbst ist. Je näher die Identifizierung des Eindringlings rückt, desto mehr verschwimmen für den Protagonisten die Grenzen seiner Identität. Dem Spiegel kommt, laut Lacan, für die Entwicklung einer Identität eine enorme Wichtigkeit zu.

Lacan stellt fest, dass sich Kinder zwischen dem sechsten und achtzehnten Lebensmonat im Spiegel erkennen. Auf dieses Erkennen folgt eine „jubilatorische Geschäftigkeit“⁵⁰⁹, denn das Kind kann sich zum ersten Mal in seiner Gesamtheit wahrnehmen, da es sich nicht mehr aus der Perspektive seines Körpers betrachten muss. Durch das Selbstbild im Spiegel kann das Kind ein Selbstbewusstsein entwickeln und sich aus dem Status der Objektlosigkeit lösen, wodurch zwei Ichs gebildet werden. Das eine Ich (franz.: je) ist für die Bildung des Selbstbewusstseins verantwortlich, das über die Identifikation mit dem Bild des Eigenen in den Augen des Anderen entwickelt wird. Das zweite Ich (franz.: moi) repräsentiert unsere Sicht eines idealisierten Bilds unserer selbst im Anderen, das für uns immer unerreichbar bleiben wird. Lacans These lässt sich am kürzesten durch Rimbauds Satz: „Ich ist ein Anderes“⁵¹⁰ beschreiben. „In einer großartigen Täuschung erkennt sich das Kind auf dem Umweg über den Anderen, indem es ihn als einen Anderen verkennt; nichts anderes bedeutet es nämlich, wenn es den ursprünglich Anderen aus dem Spiegelbild mit sich identifiziert.“⁵¹¹

⁵⁰⁷ Ebd. S. 47-65.

⁵⁰⁸ Bachmann, Ingeborg: *Der Kommandant*. Band 2. S. 35

⁵⁰⁹ Lacan, Jacques: Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion wie sie uns in der psychoanalytischen Erfahrung erscheint. Bericht für den 16. Internationalen Kongreß für Psychoanalyse in Zürich am 17. Juli 1949. In: Lacan, Jacques: *Schriften I*. Hrsg. v. Norbert Haas. Olten: Walter 1973. S. 63.

⁵¹⁰ Rimbaud, Arthur: *Briefe und Dokumente*. Hrsg. v. Curd Ochwadt. Reinbeck: Rowolth 1964 (= Rowolths *Klassiker der Literatur und Wissenschaft* 16). S. 21.

⁵¹¹ Schütze, Jochen K.: *Vom Fremden*. Wien: Passagen-Verlag 2000. S. 71.

Der Ich-Erzählerin in Bachmanns *Malina* wird es erst durch den Blick in den Spiegel möglich sich als Frau und ganzes Wesen zu begreifen

Ich bin in den Spiegel getreten, ich war im Spiegel verschwunden, ich habe in die Zukunft gesehen, ich war einig mit mir und ich bin wieder uneins mit mir. Ich blinzele, wieder wach, in den Spiegel, mit einem Stift den Lidrand schraffierend. Ich kann es aufgeben. Einen Augenblick lang war ich unsterblich und ich, ich war nicht da für Ivan und habe nicht in Ivan gelebt, es war ohne Bedeutung.⁵¹²

Sie kann diese Erkenntnis aber nicht mehr zur Entwicklung einer eigenen Persönlichkeit nutzen, da sie von ihrer Doppelgängerin, durch die Barriere des (Augen-)Blicks getrennt ist, signalisiert durch den „schraffierten Lidrand“, der in der Schwarz-Weiß-Malerei dazu dient, Schnittflächen kenntlich zu machen. Diese Schnittflächen finden sich auch zwischen der Ich-Erzählerin und Malina, wenn man die Ursprünge des Wortes *malen*, im Sinne von „mit einem Zeichen versehen“, zurückverfolgt und auf das verwandte russische *malina* stößt, das sich, wie auch *malen*, vom griechischen *melas*, das *schwarz* bedeutet, ableitet.⁵¹³ Die Person, die sich aus der Ich-Erzählerin und Malina zusammensetzt, kann als ein weißer Hintergrund gesehen werden, der mit schwarzer Schrift überzogen wird, der weibliche Teil dient in seiner Passivität also dem männlichen Teil einzig und allein als Projektionsfläche.⁵¹⁴

„[...] es hat vor allem mit dem Lesen zu tun, mit Schwarz auf Weiß, mit den Buchstaben, den Silben, den Zeilen, diesen unmenschlichen Fixierungen, den Zeichen, diesen Festlegungen, diesem zum Ausdruck erstarrten Wahn, der aus den Menschen kommt.“⁵¹⁵

Eine ähnliche Beschreibung der Beziehungen zwischen Mann und Frau entwickelt Ingeborg Bachmann auch in *Das Buch Franza*, in dem Franza, die Protagonistin der männlich geprägten Welt passiv gegenübersteht und in dieser als etwas Fremdes erscheint. Tzvetan Todorov zeigt, dass es in der europäischen Geschichte zu einer Gleichsetzung der Frau mit *Wildheit, Maßlosigkeit, Materie, Körper, Begierde* und dem Adjektiv *böse* kam bzw. kommt, während der Mann mit *Mensch, Sanftmut, Mäßigung, Form, Seele, Vernunft* und dem Adjektiv *gut* gleichgesetzt wird, alles Zuschreibungen wie sie auch auf das Fremde angewendet werden.⁵¹⁶

⁵¹² Bachmann, Ingeborg: *Malina*. Band 3. S. 136.

⁵¹³ Bluhme, Hermann: *Etymologisches Wörterbuch des deutschen Grundwortschatzes*. München: Lincom 2005.

⁵¹⁴ Vgl.: Frei Gerlach, Franziska: *Schrift und Geschlecht. Feministische Entwürfe und Lektüren* von Marlen Haushofer, Ingeborg Bachmann und Anne Duden. Berlin: Erich Schmidt 1998. S. 293.

⁵¹⁵ Bachmann, Ingeborg: *Malina*. Band 3. S. 93.

⁵¹⁶ Todorov, Tzvetan: *Die Entdeckung Amerikas. Das Problem des Anderen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1985. S. 185. [=Edition Suhrkamp 213]

„Enigma, meine einzige Schwester, anima, meine Dorfelektra, meine Wilde aus Tschinkowitz und von den Blechhütten, [...]“⁵¹⁷

Ähnliche Attribute weist auch das oben angeführte Zitat auf, wenn Martin, der Bruder Franzas, sie *Enigma* nennt und sie somit mit einer Chiffriermaschine gleichsetzt, die sich zwar der gleichen Sprache bedient, die jedoch durch ihre Umkodierung trotzdem nicht verstanden werden kann. Hier wird Husserls Kernsatz über das Fremde ins Gegenteil verkehrt, man muss von der Unzugänglichkeit des original Zugänglichen sprechen.

Die Parallelen zwischen Frau und Fremde als Gegenkonstruktion zum (männlichen) Subjekt werden besonders an der Figur Jordans augenscheinlich, denn für ihn ist die Frau einzig und alleine eine Projektionsfläche, um ungeliebte Aspekte seines Eigenen projizieren, analysieren und bekämpfen zu können. Er begreift das Fremde nicht als Chance, sondern immer nur als Mangel in einem System, das völlig auf das Subjekt ausgerichtet ist.

„Er mochte die Frauen nicht, und er mußte immer eine Frau haben, um sich den Gegenstand seines Hasses zu verschaffen.“⁵¹⁸

Jordan geht es nicht darum, sich mit dem Fremden auseinanderzusetzen, vielmehr will er sich dieses aneignen bzw. es vernichten. Franza erkennt dieses Vorgehen erst in Ägypten anhand einer Stellvertreterin, der Königin Hatschepsut, deren Bild nach ihrem Tod von den Wänden ihrer Grabstätte abgeschlagen wurde. Franza sieht aber gerade in dieser radikalen Auslöschung ihre Chance, denn durch das Verschwinden der Frau bzw. des Fremden entsteht eine Leerstelle, die weiterhin auf das Verschwundene verweist und dieses somit unauslöschbar macht.

Hierin ist auch der Grund zu suchen, warum das Fremde niemals verschwinden kann, denn durch sein Verwobensein mit dem Subjekt, von dem es als fremd empfunden wird, ist es dem Subjekt unmöglich das Fremde auszulöschen. Das Fremde bleibt ein ständiger Wegbegleiter des Menschen, denn ohne das Fremde, mit dem der Mensch sich ständig konfrontiert fühlt, wäre es unmöglich, etwas über die eigene Person und die sie umgebende Welt auszusagen.

⁵¹⁷ Bachmann, Ingeborg: Das Buch Franza. S. 146.

⁵¹⁸ Ebd. S. 64.

4. Bibliographie

4.1. Literatur zu Fremde

- Bachtin, Michail M.: Die Ästhetik des Wortes. Hrsg. v. Rainer Grübel. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1979.
- Baumann, Zygmunt: Vereint in Verschiedenheit. In: Trennlinien. Imagination des Fremden und Konstruktion des Eigenen. Hrsg. v. Josef Berghold u.a. Klagenfurt: Drava 2000. (=Publikationsreihe des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur zum Forschungsschwerpunkt Fremdenfeindlichkeit 3)
- Baumann, Zygmunt: Vom Nutzen der Soziologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2000. S. 82f.
- Boesch, Ernst E.: Das Fremde und das Eigene. In: Psychologie interkulturellen Handelns. Hrsg. v. Alexander Thomas. Göttingen: Verlag für Psychologie 1996.
- Bonny Duala-Medy, Leopold-Joseph: Xenologie. Sinn und Zweck einer Lehre vom Fremden. In: Das Eigene und das Fremde. Angst und Faszination. Hrsg. v. Helga Egner. Solothurn: Walter 1994.
- Borges, Jorge Luis und Osvaldo Ferrari: Lesen ist Denken mit fremdem Gehirn. Gespräche über Bücher und Borges. Zürich: Arche 1990.
- Braun, Bernhard: Inmitten mediterraner Ladies. Wie die Vernunft in Europa heimisch wurde. In: Das Fremde im Raum. Hrsg. v. Thomas Gimesi u. Werner Hanselitsch. Wien: Lit 2007.
- Bredow, Wilfried von und Hans-Friedrich Foltin: Zwiespältige Zufluchten. Zur Renaissance des Heimatgefühls. Berlin, Bonn: Dietz 1981.
- Clausen, Jens: Das Selbst und die Fremde. Über psychische Grenzerfahrungen auf Reisen. Bonn: Das Narrenschiff im Psychiatrie-Verlag 2007.
- Cornu, Auguste: Idee der Entfremdung bei Hegel, Feuerbach und Marx. In: Entfremdung. H. v. Heinz-Horst Schrey. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1975.
- Crepald, Gianluca: Der Verlust des Anderen. Zur „Alteritätsverlassenheit“ der Moderne am Leitfaden der Sirenendichtung. In: Das Fremde im Raum. Hrsg. v. Thomas Gimesi u. Werner Hanselitsch. Wien: Lit 2007.
- Das Gilgamesch Epos. Stuttgart: Philipp Reclam 1988.

- Dilthey, Wilhelm: Gesammelte Schriften. Band 7. Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften. 2., unveränderte Auflage. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1958.
- Dimitrowa, Blaga: Die neue Alienation im Spiegel der posttotalitären Sprache. In: Neue Heimaten, neue Fremden. Beiträge zur kontinentalen Spannungslage. Hrsg. v. Wolfgang Müller-Funk. Wien: Picus 1992.
- Erdheim, Mario: Heimat, Geborgenheit und Unbewusstheit. In: Neue Heimaten, neue Fremden. Beiträge zur kontinentalen Spannungslage. Hrsg. v. Wolfgang Müller-Funk. Wien: Picus 1992.
- Erdheim, Mario: Verzerrungen des Fremden in der Psychoanalytischen Perspektive. In: Fremde. Hrsg. v. Ortrud Gutjahr. Würzburg: Königshausen & Neumann 2002. (= Freiburger Literaturpsychologische Gespräche. Jahrbuch für Literatur und Psychoanalyse 21)
- Fornet-Betancourt, Raul: Hermeneutik und Politik des Fremden. Ein philosophischer Beitrag zur Herausforderung des Zusammenlebens in multikulturellen Gesellschaften. In: Verstehen und Verständigung. Ethnologie-Xenologie-Interkulturelle Philosophie. Hrsg. v. Wolfgang Schmied-Kowarzik. Würzburg: Königshausen & Neumann 2002.
- Frenzel, Elisabeth: Motive der Weltliteratur. 5. überarb. und erg. Auflage. Stuttgart: Kröner 1999.
- Freud, Sigmund: Das Unheimliche. Aufsätze zur Literatur. Frankfurt am Main: Fischer 1963.
- Fromm, Erich: Entfremdung – Vom alten Testament bis zur Gegenwart. In: Entfremdung. H. v. Heinz-Horst Schrey. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1975.
- Furtwängler, Jürgen Philip: Das Fremde als Zwischen. Psychoxenologie: Eine psychiatrische Epistemologie. In: Verstehen und Verständigung. Ethnologie-Xenologie-Interkulturelle Philosophie. Hrsg. v. Wolfgang Schmied-Kowarzik. Würzburg: Königshausen & Neumann 2002.
- Furtwängler, Jürgen-Philip: Das Fremde. In: Den Fremden gibt es nicht. Xenologie und Erkenntnis. Münster: LIT-Verlag 2004.
- Gimesi, Thomas: Die Ausnahme ist Regel. Über die Einschränkung individueller Rechte im Namen der „Sicherheit“. In: Das Fremde im Raum. Hrsg. v. Thomas Gimesi u. Werner Hanselitsch. Wien: Lit 2007.

- Girtler, Roland: Kulturanthropologie. Entwicklungslinien, Paradigmata, Methoden. München: Dtv 1979.
- Guthke, Karl S.: Der Blick in die Fremde. Das Ich und das andere in der Literatur. Tübingen: Francke 2000.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Sämtliche Werke. Jubiläumsausgabe in zwanzig Bänden. Bd. 7. Grundlinien der Philosophie des Rechts oder Naturrecht und Staatswissenschaft im Grundrisse. 3. Auflage. Stuttgart: Fr. Frommanns 1952.
- Heinrichs, Hans-Jürgen: Der fremde Blick oder Vom Hören und Sehen in Psychoanalyse, Ethnologie und Kunst. In: Heinrichs Hans-Jürgen: Fenster zur Welt. Positionen der Postmoderne. Frankfurt am Main: Athenäum 1989.
- Historisches Wörterbuch der Philosophie. Hrsg. v. Joachim Ritter. Band 2. Basel: Schwabe 2007.
- Högrefe, Wolfgang: Die epistemische Bedeutung des Fremden. In: Wierlacher, Alois: Kulturthema Fremdheit. Leitbegriffe und Problemfelder kulturwissenschaftlicher Fremdeheitsforschung. Hrsg. v. Alois Wierlacher. München: Iudicium 1993.
- Hölz, Karl: Spiegelung des Anderen in der Ordnung der Kulturen und Geschlechter. In: Beschreiben und Erfinden. Hrsg. v. Karl Holz, u.a. Frankfurt am Main: Peter Lang 2000.
- Husserl, Edmund: Gesammelte Werke. Band 1. Cartesianische Meditationen und Pariser Vorträge. 2. Auflage. Haag: Martinus Nijhoff 1973.
- Kast, Verena: Angst und Faszination. Emotionen in Bezug auf das Fremde. In: Das Eigene und das Fremde. Angst und Faszination. Hrsg. v. Helga Egner. Solothurn: Walter 1994.
- Kattmann, Ulrich: Die Ideologisierung des Fremden. In: Was ist der Mensch? Menschenbilder im Wandel. Europäisches Forum Alpbach 1993. Hrsg. v. Heinrich Pfusterschmid-Hardtenstein. Wien: Ibero 1994.
- Kluge: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Bearb. v. Elmar Seebald. 24. durchgesehen und erweiterte Ausgabe. Berlin, New York: de Gruyter 2002.
- Kristeva, Julia: Fremde sind wir uns selbst. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1990.
- Lacan, Jacques: Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion wie sie uns in der psychoanalytischen Erfahrung erscheint. Bericht für den 16. Internationalen

- Kongreß für Psychoanalyse in Zürich am 17. Juli 1949. In: Lacan, Jacques: Schriften I. Hrsg. v. Norbert Haas. Olten: Walter 1973.
- Landmann, Michael: Das Fremde und die Entfremdung. In: Entfremdung. H. v. Heinz-Horst Schrey. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1975.
 - Larcher, Dietmar: Liebe in den Zeiten der Globalisierung. Konstruktion und Dekonstruktion von Fremdheit in interkulturellen Paarbeziehungen. Klagenfurt: Drava 2000.
 - Loycke, Almut: Der Gast, der bleibt. In: Der Gast, der bleibt. Dimensionen von Georg Simmels Analyse des Fremdseins. Hrsg. v. Almut Loycke. Frankfurt am Main: Campus 1992.
 - Müller-Funk, Wolfgang: Kakanien revisited. Über das Verhältnis von Herrschaft und Kultur. In: Kakanien revisited. Das Eigene und das Fremde (in) der österr.-ungarischen Literatur. Hrsg. v. Wolfgang Müller-Funk. Tübingen: Francke 2002.
 - Nietzsche, Friedrich: Gesamtausgabe. Hrsg. v. Karl Schlechta. München: Hanser 1956.
 - Obendiek, Edzard: Der lange Schatten des babylonischen Turmes. Das Fremde und der Fremde in der Literatur. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 2000.
 - Plessner, Helmuth: Mit anderen Augen. In: Plessner, Helmuth: Zwischen Philosophie und Gesellschaft. Ausgewählte Abhandlungen und Vorträge. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1979.
 - Rimbaud, Arthur: Briefe und Dokumente. Hrsg. v. Curd Ochwad. Reinbeck: Rowolth 1964 (= Rowolths Klassiker der Literatur und Wissenschaft 16).
 - Scharfetter, Christian: Im Fremden das Eigene erkennen – Erfahrungen aus der Psychiatrie. In: Das Eigene und das Fremde. Angst und Faszination. Hrsg. v. Helga Egner. Düsseldorf: Walter 1994.
 - Schmitt, Franz Anselm: Stoff- und Motivgeschichte der deutschen Literatur. 3. völlig neu bearb. u. erweit. Auflage. Berlin: de Gruyter 1976.
 - Schottelius, Saskia: das imaginäre ich. Subjekt und Identität in Ingeborg Bachmanns Roman „Malina“ und Jacques Lacans Sprachtheorie. Frankfurt am Main: Lang 1990.
 - Schütze, Jochen K.: Vom Fremden. Wien Passagen-Verlag 2000.
 - Schweinberger, Susanna: Die Repräsentation von Weiblichkeit im Heimatfilm der fünfziger Jahre. Dipl. Wien 2001.

- Simmel, Georg: Gesamtausgabe. Bd. 11. Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Hrsg. v. Otthein Rammstedt.
- Spencer-Brown, Georg: Laws of Form. Gesetze der Form. Lübeck: Bohmeier 1997.
- Steiner, Gertraud: Der Sieg der Natürlichkeit. Diss. Wien 1984.
- Thun, Harald: Ausgrenzung und Einbezug des Fremden aus sprachlicher Sicht. In: Das Fremde. Aneignung und Ausgrenzung. Eine interdisziplinäre Erörterung. Hrsg. v. Günter Eifler u. Otto Saame. Wien: Passagen-Verlag 1991.
- Todorov, Tzvetan: Die Entdeckung Amerikas. Das Problem des Anderen. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1985. (=Edition Suhrkamp 213)
- Uerlings, Peter: Das Subjekt und die Anderen. Interkulturalität und Geschlechterdifferenz vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Berlin: Erich Schmidt 2001.
- Waldenfels, Bernhard: Grenzen der Normalisierung. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1998 (=Studien zur Phänomenologie des Fremden 2)
- Waldenfels, Bernhard: Sinnesschwellen. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1999 (=Studien zur Phänomenologie des Fremden 3).
- Waldenfels, Bernhard: Topographie des Fremden. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1997 (=Studien zur Phänomenologie des Fremden 1).
- Waldenfels, Bernhard: Vielstimmigkeit der Rede. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1997 (=Studien zur Phänomenologie des Fremden 4).
- Wehlte, Christian: Die Kultur des Fremden. In: Verstehen und Verständigung. Ethnologie-Xenologie-Interkulturelle Philosophie. Hrsg. v. Wolfgang Schmied-Kowarzik. Würzburg: Königshausen & Neumann 2002.
- Weininger, Otto: Geschlecht und Charakter. 19. unveränderte Auflage. Wien, Leipzig: Braumüller 1920. Elektronische Aufbereitung 2001 durch Hans Babendreyer.
- Wierlacher, Alois: Kulturthema Fremdheit. Leitbegriffe und Problemfelder kulturwissenschaftlicher Fremdeitsforschung. Hrsg. v. Alois Wierlacher. München: Iudicium 1993.
- Wierlacher, Alois: Kulturwissenschaftliche Xenologie. Ausgangslage, Leitbegriffe und Problemfelder. In: Wierlacher, Alois: Kulturthema Fremdheit. Leitbegriffe und Problemfelder kulturwissenschaftlicher Fremdeitsforschung. Hrsg. v. Alois Wierlacher. München: Iudicium 1993.

- Wierlacher, Alois: Mit fremden Augen oder: Fremdheit als Ferment. Überlegungen zur Begründung einer interkulturellen Hermeneutik deutscher Literatur. In: Hermeneutik der Fremde. Hrsg. v. Dietrich Krusche u. Alois Wierlacher. München: Iudicium 1990.
- Wissler, Richard: Von der Unumgänglichkeit des Nicht-Anderen für alle Arten des Anderen. In: Das Fremde - Aneignung und Ausgrenzung. Eine interdisziplinäre Erörterung. Hrsg. v. Günter Eifler u. Otto Saame. Wien: Passagen-Verlag 1991.
- Wucherpfennig, Wolf: Fremdheiten: Die erlebte Fremdheit, das konstruierte Fremde und die Entfremdung. . In: Fremde. Hrsg. v. Ortrud Gutjahr. Würzburg: Königshausen & Neumann 2002 (= Freiburger Literaturpsychologische Gespräche. Jahrbuch für Literatur und Psychoanalyse 21).

4.2. Literatur zu Ingeborg Bachmann

4.2.1. Primärliteratur

- Bachmann, Ingeborg: Werke. Hrsg. v. Christine Koschel, Inge von Weidenbaum und Clemens Münster. München: Piper 1978.
- Bachmann, Ingeborg: Das Buch Franza / Requiem für Fanny Goldmann. Texte des »Todesarten«-Projekts. Hrsg. v. Monika Albrecht und Dirk Göttsche. München: Piper 2004.
- Bachmann, Ingeborg: Wir müssen wahre Sätze finden. Hrsg. v. Christine Koschel u. Inge von Weidenbaum. München: Piper 1983.
- Roth, Joseph: Werke. Hrsg. v. Fritz Hackert. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1991.

4.2.2. Sekundärliteratur

- Achberger, Karen R.: Understanding Ingeborg Bachmann. University of South Carolina 1995.
- Agnese, Barbara: Der Engel der Literatur. Zum philosophischen Vermächtnis Ingeborg Bachmanns. Wien: Passagen 1996.
- Albrecht, Monika: „Sire, this village is yours“ Ingeborg Bachmanns Romanfragment *Das Buch Franza* aus postkolonialer Sicht. In: Über die Zeit schreiben. Literatur- und kulturwissenschaftliche Essays zum Werk Ingeborg Bachmanns. Band 3. Hrsg. v. Monika Albrecht und Dirk Göttsche. Würzburg: Königshausen und Neumann. 2004.
- Allerkamp, Andrea: Stationen der Reise durch die Ich-Landschaften – Zwischen Arthur Rimbaud und Ingeborg Bachmann. In: Literarische Tradition heute. Deutschsprachige Gegenwartsliteratur in ihrem Verhältnis zur Tradition. Hrsg. v. Gerd Labrousse und Gerhard Knapp. Band 24. Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik. Amsterdam: Rodopi 1988.
- Baumgärtel, Bettina: Das perspektivierte Ich. Ich-Identität und interpersonelle und interkulturelle Wahrnehmung in ausgewählten Romanen der deutschsprachigen Gegenwartskultur. Würzburg: Königshausen und Neumann 2000.
- Bluhme, Hermann: Etymologisches Wörterbuch des deutschen Grundwortschatzes. München: Lincom 2005.

- Diallo, M. Moustapha: Die Erfahrung der Variabilität. In: Über die Zeit schreiben. Literatur- und kulturwissenschaftliche Essays zum Werk Ingeborg Bachmanns. Band 1. Hrsg. v. Monika Albrecht und Dirk Götsche. Würzburg: Königshausen und Neumann 1998.
- Dippel, Almut: „Österreich - das ist etwas, das immer weitergeht für mich“. Zur Fortschreibung der „Trotta“-Romane Joseph Roths in Ingeborg Bachmanns „Simultan“. St. Ingbert: Röhrig 1995.
- Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in zehn Bänden. 3. völlig neu bearbeitete u. erweiterte Auflage. Hrsg. vom Wissenschaftlichen Rat der Dudenredaktion. Band 1. Mannheim u.a.: Dudenverlag 1999.
- Duser, Ingeborg: Choreographien der Differenz. Ingeborg Bachmanns Prosaband *Simultan*. Köln, Weimar und Wien: Böhlau 1994.
- Folkvord, Ingvild: Sich ein Haus schreiben. Drei Texte aus Ingeborg Bachmanns Prosa. Hannover-Laatzten: Wehrheim 2003.
- Frei Gerlach, Franziska: Schrift und Geschlecht. Feministische Entwürfe und Lektüren von Marlen Haushofer, Ingeborg Bachmann und Anne Duden. Berlin: Erich Schmidt 1998.
- Gättens, Marie-Luise: Die Rekonstruktion der Geschichte: Der Nationalsozialismus in drei Romanen der siebziger Jahre. In: Frauen-Fragen in der deutschsprachigen Literatur seit 1945. Hrsg. v. Mona Knapp und Gerd Labrousse. Amsterdam, Atlanta: Rodopi 1989.
- Goethes Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Hrsg. v. Erich Trunz. München: C. H. Beck 1976.
- Grimm-Hamen, Sylvie: Der Jäger und seine Beute. In: Über die Zeit schreiben. Literatur- und kulturwissenschaftliche Essays zum Werk Ingeborg Bachmanns. Band 1. Hrsg. v. Monika Albrecht und Dirk Götsche. Würzburg: Königshausen und Neumann. 1998.
- Gürtler, Christa: „Der Fall Franza“: Eine Reise durch eine Krankheit und ein Buch über ein Verbrechen. In: Der dunkle Schatten, dem ich schon seit Anfang folge. Ingeborg Bachmann – Vorschläge zu einer neuen Lektüre des Werks. Hrsg. v. Hans Höller. Wien, München: Löcker 1982.
- Hendrix, Heike: Ingeborg Bachmanns „Todesarten“-Zyklus: Eine Abrechnung mit der Zeit. Würzburg: Königshausen und Neumann.

- Hermansson, Casie: Reading feminist intertextuality through Bluebeard Stories. New York u.a.: Lewiston 2001.
- Jung, Carl G.: Gesammelte Werke. Hrsg. v. Marianne Niehus-Jung u.a. Zürich: Rascher 1960.
- Klaubert, Annette: Symbolische Strukturen bei Ingeborg Bachmann. Malina im Kontext der Kurzgeschichten. Frankfurt a. M.: Peter Lang 1983.
- Kohn-Waechter, Gudrun: Das Verschwinden in der Wand. Destruktive Moderne und Widerspruch eines weiblichen Ich in Ingeborg Bachmanns „Malina“. Stuttgart: Matzler 1992.
- Kritische Wege der Landnahme. Ingeborg Bachmann im Blickfeld der neunziger Jahre. Londoner Symposium 1993 zum 20. Todestag der Dichterin. Hrsg. v. Robert Pichl und Alexander Stillmark. Wien: Hora 1994.
- Landwehr, Dominik: Mythos Enigma. Die Chiffriermaschine als Sammler- und Medienobjekt. Bielefeld: transcript 2008.
- Lindemann, Eva: Über die Grenze: zur späten Prosa Ingeborg Bachmanns. Würzburg: Königshausen und Neumann 2000.
- Lühe, Irmela von der: Erinnerung und Identität in Ingeborg Bachmanns Roman »Malina«. In: Text und Kritik. Sonderband Ingeborg Bachmann. Hrsg. v. Heinz Ludwig Arnold. München: edition text + kritik 1984.
- Mahrtdt, Helga: Öffentlichkeit, Gender und Moral: von der Aufklärung zu Ingeborg Bachmann. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Masanek, Nicole: Männliches und weibliches Schreiben? Zur Konstruktion und Subversion in der Literatur. Würzburg: Königshausen & Neumann 2005.
- Mechtenberg, Theo: Utopie als ästhetische Kategorie. Eine Untersuchung der Lyrik Ingeborg Bachmanns. Stuttgart: Hans-Dieter Heinz 1978.
- Meise, Helga: Topographien. Lektürevorschläge zu Ingeborg Bachmann. In: Text und Kritik. Sonderband Ingeborg Bachmann. Hrsg. v. Heinz Ludwig Arnold. München: edition text + kritik 1984.
- Meyer, Imke: Jenseits der Spiegel kein Land: Ich-Fiktionen und Identitäts-Illusionen in Texten von Franz Kafka und Ingeborg Bachmann. Diss. Washington 1993.
- Orbis Litterarum. International Review of Literary Studies 58 (2003)

- Pecksen, Regina: Schreiben als Lebensort – Zur literarischen Identitätsbildung Ingeborg Bachmanns. Mit einem Essay über Christa Wolf. Stuttgart: Hans-Dieter Heinz 1991.
- Pichl, Robert: Flucht Grenzüberschreitung und Landnahme als Schlüssel motive in Ingeborg Bachmanns später Prosa. In: Sprachkunst 16 (1985).
- Pichl, Robert: Verfremdete Heimat. Heimat in der Verfremdung. Ingeborg Bachmanns ‚Drei Wege zum See‘ oder die Aufklärung eines topographischen Irrtums. In: Begegnungen mit dem „Fremden“: Grenzen – Traditionen – Vergleiche. Akten des VIII. Internationalen Germanisten-Kongresses, Tokyo 1990. Band 9. Erfahrene und imaginierte Fremde. Hrsg. v. Eijiro Iwasaki. München: Iudicium 1991.
- Riedner, Ursula Renate: Zwischen der Erfahrung von Zerstörung und utopischem Entwurf. Formen des Umgangs mit dem Fremden in Ingeborg Bachmanns Romanfragment ‚Das Buch Franza‘. In: Das nahe Fremde und das entfremdete Eigene im Dialog zwischen den Kulturen. Festschrift für Nabil Kassem. Hrsg. v. Dietlinde Gipser u.a. Hamburg: edition zebra 1996.
- Sauthoff, Stephan: Die Transformation (auto)biographischer Elemente im Prosawerk Ingeborg Bachmanns. Frankfurt a. M.: Peter Lang 1992.
- Schottelius, Saskia: Das imaginäre Ich. Subjekt und Identität in Ingeborg Bachmanns Roman „Malina“ und Jacques Lacans Sprachtheorie. Frankfurt a. M.: Peter Lang 1990.
- Schwarzkopf, Michael: BLOOD. Von geschlossenen und geöffneten Türen. Lektüren einer endlosen Blutspur. In: Macht Text Geschichte. Lektüren am Rande der Akademie. Hrsg. v. Markus Heilmann und Thomas Wägenbaur. Würzburg: Königshausen und Neumann 1997.
- Steiger, Robert: Malina. Versuch einer Interpretation des Romans von Ingeborg Bachmann. Heidelberg: Winter 1978.
- Stuber, Bettina: Zu Ingeborg Bachmann. „Der Fall Franza“ und „Malina“. Rheinfelden und Berlin: Schäuble 1994.
- Über die Zeit schreiben. Literatur- und kulturwissenschaftliche Essays zum Werk Ingeborg Bachmanns. Band 2. Hrsg. v. Monika Albrecht und Dirk Göttsche. Würzburg: Königshausen und Neumann. 2000.
- Zeller, Eva Christina: Ingeborg Bachmann: Der Fall Franza. Frankfurt a. M.: Peter Lang 1988.

5. Anhang

5.1. Abstract

Das Fremde ist ein ständiger Wegbegleiter des Menschen und so verwundert es auch nicht, dass verschiedene Wissenschaftszweige sich mit dem Phänomen des Fremden beschäftigen und versuchen dessen habhaft zu werden. Ziel dieser Arbeit ist es, diese wissenschaftlichen Zugänge zum Fremden darzustellen und die gewonnenen Erkenntnisse auf Ingeborg Bachmanns Prosawerk anzuwenden.

Zu den Wissenschaftsdisziplinen zählen die Philosophie, die Psychoanalyse, die Kunsttheorie, die Gender-Forschung und die Soziologie.

Die verschiedenen Ansätze werden am Ende zu einer Begriffsbeschreibung des Fremden zusammengefasst, um die wichtigsten Aspekte des Fremden zu bündeln und in Beziehung zu setzen.

Im zweiten Teil dieser Arbeit werden die gewonnenen Erkenntnisse über das Fremde anhand Ingeborg Bachmanns Prosa dargestellt und analysiert. Aus Gründen der Übersichtlichkeit gliedert sich diese Analyse in die drei Bereiche *Erzählungen*, *Das Buch Franza* und *Malina*, da es dadurch möglich ist, größere thematische Blöcke zu bilden, innerhalb derer das Fremde in seinen Facetten besser darstellbar wird.

Wichtige Aspekte sind hierbei die heimatliche Fremde bzw. die fremde Heimat und das Empfinden der eigenen Person als fremd, sowohl innerhalb der Gesellschaft, als auch in der Perspektive hinsichtlich der Teile der eigenen Persönlichkeit. Weiters wichtig ist der Blick des Fremden, der ein erhöhtes Maß an Objektivität garantiert, das Empfinden der Frau als das Fremde in einer männlich geprägten Welt und die Strategien zur Aneignung bzw. zur Vernichtung des Fremden.

5.2. Lebenslauf

Geboren am 24. April 1982 in Lienz/Osttirol

Ausbildung

- 1988-1992: Volksschule Dölsach
- 1992-2000: BG/BRG Lienz
- 06.06.2000: Matura
- 01.10.2000 - 30.06.2001: Diplomstudium Psychologie an der Universität Wien
- 01.10.2001 - 30.09.2002: Zivildienst bei der Lebenshilfe Tirol
- 01.10.2002: Studium Germanistik und Psychologie/Philosophie Lehramt an der Universität Wien
- 01.03.2008: Diplomstudium Germanistik

Berufserfahrung und zusätzliche Qualifikationen

- Wintersemester 2004/05 und Sommersemester 2005: Kroatischkurs
- ab Juli 2006: Lehrtätigkeit in Ossiri's Lernakademie
- ab Juli 2007: Lehrtätigkeit in der Deutschakademie